



Fachverband Philosophie e.V.  
Landesverband Berlin

mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung

## **Landes- und Bundeswettbewerb** im Rahmen der Internationalen Philosophie-Olympiade

# **Philosophischer Essay** **2010**

## **Essays der Berliner Teilnehmerin- nen und Teilnehmer**

### **Landessieger:**

Dennis Brötzmann: Ist das Verlieren das wirklich Große  
im Leben? (Thema IV)

Leon Stefanowsky: Ist das Verlieren das wirklich Große  
im Leben? (Thema IV)

Jakob Weickmann: Wer ist verrückt? (Thema II)

# Die TeilnehmerInnen am Berliner Landeswettbewerb

## Thema I

Danke, Elisabeth (BEST-Sabel Oberschule) .....	3
Fournier, Konrad von (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	
Gast, Johannes (Gymnasium Steglitz) .....	10
Miericke, Felix (Heinz-Berggruen-Gymnasium) .....	13

## Thema II

Bahengam, Sarah (Heinz-Berggruen-Gymnasium) .....	18
Beckmann, Jorinde (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	20
Garcke, Karl (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	22
Rapsch, Emanuel (Schadow-Oberschule) .....	24
Sanders, Linn (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	27
Weickmann, Jakob (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	29

## Thema III

## Thema IV

Amer, Miriam (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	33
Barra, Rahel (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	36
Beck, Stefanie (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	39
Brötzmann, Dennis (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	41
Lisowsky, Anja (Leonardo-da-Vinci-Gymnasium) .....	44
Richter, Kai (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	46
Schmidt, Tilmann (Charlotte-Wolff-Kolleg) .....	49
Stefanovsky, Leon (Rosa-Luxemburg-Oberschule) .....	53
Stratmann, Tabea (Heinz-Berggruen-Gymnasium) .....	57
Tesch, Sebastian (Heinz-Berggruen-Gymnasium) .....	61

Dubrow, Cindy Joana (Heinz-Berggruen-Gymnasium).. zurückgezogen

## Jury:

Tanja Kunz (Landesvorstand des Fachverbandes Philosophie)  
Dr. Bernd Rolf (Bundesvorsitzender des Fachverbandes Philosophie)  
Manfred Zimmermann (Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und  
Forschung)

# Thema I

- I. Wenn man zu denken anfängt, beginnt man untergraben zu werden.

*(Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Rowohlt Verlag, Hamburg 1984, S. 10. Französ. Orig. 1942)*

## Elisabeth Damke (BEST Sabel Oberschule)

"Wenn man zu denken anfängt, beginnt man untergraben zu werden."

Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Rowohlt Verlag, Hamburg 1984, S. 10.  
Französ. Orig. 1942

Ist denken etwas Schlechtes? Das ist wohl die erste Frage, die einem in den Kopf kommt, wenn man das Zitat von Albert Camus das erste Mal liest. Untergraben werden ist etwas Schlechtes, oder? Untergraben werden. Graben. Etwas vergraben. Die Vorstellung unter der Erde zu landen, mit einer dicken Erdschicht vom Leben abgeschnitten und das warum? Weil man denkt? Von wem wird man untergraben? Untergräbt man sich selbst? Sind es andere, die einen untergraben? Was will uns Camus mit diesem Satz sagen?

Immanuel Kant forderte einen auf, den Mut zu haben, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und nun kommt Camus daher und sagt, dass man anfängt, untergraben zu werden, wenn man Kants Aufforderung folgt. Was soll man denn nun machen? Denken oder nicht denken? Und eigentlich denken wir doch alle. Niemand, bzw. kaum jemand würde auf die Frage, ob er denn denken könne mit "Nein!" antworten. Welche Art von denken. mein Camus? Der Beantwortung dieser Frage und der Erklärung von Camus' Zitat möchte ich mich nun stellen.

Viele Dinge im Leben werden von Menschen bestimmt, die dieselbe Meinung vertreten. Politiker, Gruppenführer, besonders angesehen Menschen, Idole. Einige dieser Menschen versuchen ihre Meinung, sei sie wahr oder unwahr, auf andere Menschen zu übertragen und sie in deren Köpfe zu hämmern. Und viele, viele Personen lassen dies auch mit sich machen. Vielleicht ist es das Gemeinschaftsgefühl, um das es uns geht. Oder ist es einfach die Faulheit zum Denken? Es gibt viele Menschen, die einfach hinnehmen, was ihnen erzählt wird. Sie fragen nicht nach. Jemand, der eine bedeutende Position hat, der vom Rang her über ihnen steht, zu dem andere aufsehen oder jemand, von dem schon einmal gut berichtet wurde erzählt etwas im Fernsehen oder man liest es in der Zeitung. Und man glaubt es einfach. Man überlegt nicht lange, ob das nun Wahrheit ist oder einfach nur blankes Dahergerede. Nun kann es zu dem Fall kommen, dass unter den vielen Gleichdenkenden, jemand ist, der zweifelt. Er zweifelt an dem, was ihm gesagt wird. Er denkt darüber nach. Er denkt und kommt zu dem Schluss, dass irgendetwas nicht stimmt, dass irgendetwas von dem, an das er bisher geglaubt hat, nicht wahr ist. Was passiert also, wenn diese eine Person nun zu seiner Gruppe geht und ihnen einen Gedanken mitteilt. Werden sie sich ebenfalls Gedanken machen? Werden sie sich gegen ihr "Oberhaupt" stellen? Wahrscheinlich nicht. Denn sie denken nicht selbst. Sie wollen sich gar nicht ihres Verstandes bedienen. Sie sind Teil einer großen Menschengrup-

pe. Sie sind die Mehrheit und deswegen wollen sie die Bequemlichkeit des Nicht-Denkens gar nicht ablegen. Wieso sollten sie sich mit der Meinung einer einzelnen anders denkenden Person befassen, wenn sie doch ihre Gruppe um sich haben.

Im schlimmsten Fall würden sie den anders denkenden Menschen nicht nur nicht ernst nehmen sondern auch noch ausgrenzen, ihn aus der Gruppe ausschließen. Sie würden ihn mit ihrer viel vertretenden Meinung überrollen und untergraben. Heißt das, dass wir nur nicht selbst denken, weil wir Angst haben, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden? Und wenn dann einmal jemand den Mut hat, zu denken, dann kann dieser nur verlieren, weil er untergraben werden würde. Völlig egal, ob das, auf das er aufmerksam macht, korrekt ist. Dieses neue Wissen, bzw. diese Erkenntnis könnte Veränderungen mit sich bringen und Veränderungen in der Gesellschaft fordert Beteiligung. Man müsste eine Denkweise oder ein Bild ändern. Dafür ist man jedoch zu faul. Also denkt man nicht.

Wenden wir uns nun einmal Camus zu. Dieser geht in seinem Buch "Der Mythos von Sisyphos" besonders auf das Absurde ein. Er sagt, dass die menschliche Existenz grundlegend absurd ist. Dies merken wir, wenn wir anfangen zu denken. Und der einzige richtige Ausweg ist der Selbstmord, als Form von Ausweichung vor der Absurdität. Ich kann nicht verstehen, wie man sagen kann, dass das Leben absurd ist. Natürlich müssen wir alle einmal sterben, keine Frage. Wir kommen auf die Welt, gehen in den Kindergarten, gehen in die Grundschule, danach machen wir unseren Oberschulabschluss und arbeiten oder studieren. Nach unserem Studium arbeiten wir, gründen eine Familie, werden alt und sterben. Und wen wird das kümmern? Unsere Familienmitglieder, die in einigen Jahren jedoch auch sterben werden. Das ist der normale Lauf der Dinge. Wie kann man diesen als absurd bezeichnen? Natürlich ist es ein komisches Gefühl darüber nachzudenken, dass wir irgendwann einfach nicht mehr da sein werden. Und irgendwann wird es niemanden mehr auf der Welt geben, der sich an uns erinnern kann. Wir ackern für die Schule, denn wir wollen einen guten Abschluss hinlegen, um gute Chancen für einen Studienplatz zu haben und um damit wiederum einen guten Job zu bekommen. Gut. Und wenn wir das schaffen, dann hat sich doch das Arbeiten gelohnt. Wir haben unser Ziel erreicht. Es ist ein schönes Gefühl, seine Ziele zu erreichen.

Wir sammeln Erfahrungen, natürlich nicht nur schöne. Auch schlechte Erinnerungen und Erlebnisse gehören zum Leben. Man muss auch mit Niederlagen umzugehen wissen. Wofür lernen, wenn es doch alles keinen Sinn hat? - Aber es hat einen Sinn. Der Sinn des Lebens ist es, sich zu entwickeln und sich weiterzubilden. Auch wenn all das nicht für die Ewigkeit ist, sondern nur für die unbestimmte Dauer unseres eigenen Lebens. Doch das Leben macht Spaß. In diesem Fall muss ich sagen, dass wir nicht **zu viel** denken sollten.

Camus hat sich zu viele Gedanken gemacht und ist so zu dem Entschluss gekommen, dass wir untergraben werden, wenn wir zu denken anfangen, dass die Existenz des Menschen absurd und dass Selbstmord ein Ausweg ist. Er stellt das Leben dar, wie etwas Schlechtes. Doch das ist das Leben auf keinen Fall und auf diese Erkenntnis kommt man, wenn man normal und logisch denkt.

Denken wir an die schönen Dinge, die uns widerfahren sind und denken wir an das, was noch folgen könnte. Denken wir an das Wissen, welches wir erlernt haben und an das Wissen, welches wir noch erlernen werden.

Wir dürfen uns doch nicht selber untergraben. Das kann doch nicht der Sinn des Lebens, bzw. des Denkens sein. Natürlich hat das Leben Phasen, in denen alles nicht so läuft, wie man sich das wünscht. Schlimme Schicksale, die einen ereilen und einen zum Nachdenken anregen. Man sitzt da und denkt nach. Wieso passiert mir das alles? Man denkt über die Absurdität der momentanen Situation nach. Aber wie gesagt, es ist nur eine Situation. Das ist zu vergleichen mit Schlechtwetterperioden. Manchmal gibt es sie und manchmal eben nicht. Und wenn sie gerade

da sind, denn ziehen sie früher oder später auch wieder ab und die Sonne kommt raus.

Das Leben enthält definitiv Absurditäten, jedoch sind diese nur punktuelle Erfahrungen des Absurden. Sie können nicht auf die gesamte Existenz des Menschen übertragen werden. Und um wirklich zu Leben, müssen wir denken. Wir brauchen eine eigene Meinung, um uns von anderen abzuspalten und um unsere oder anderer Fehler zu erkennen. Es wäre doch auch nun wirklich langweilig, würde die ganze Welt aus Ja-Sagern bestehen, die keine eigene Meinung haben.

Denken ist das Wichtigste, was es im Leben gibt. Wer **nicht** denkt, wird untergraben.

Wenn man nicht denkt, hat man keine eigene Meinung, bzw. ist man nicht im Stande, eine eigene Meinung zu entwickeln. Oder aber, man hat eine eigene Meinung, und man hat jedoch Angst, diese zu Äußern. Dies würde ich als „laut-denken“ ausdrücken. Meist besteht der Sinn des Denkens darin, Erkenntnisse zu erlangen und diese im Leben zu verwenden und anderen mitzuteilen um Argumentationen zu führen oder Fragen zu klären. Ohne eine eigene Meinung, kann man sich nicht ausdrücken, was zur Folge haben könnte, dass man von anderen untergraben wird. Man lässt Dinge über sich ergehen, die man eigentlich gar nicht möchte, weil man seine Meinung nicht mitteilen möchte. Oder weil man gar nicht erst denken möchte. Man möchte sich keine Gedanken über die schlechten Dinge im Leben machen. Und man möchte auch nicht über den Sinn des Lebens nachdenken. Ohne zu denken kommt man ja auch weit, bzw. irgendwo wird man schon hinkommen. Ob einen diese Art jedoch glücklich macht ist stark zu bezweifeln.

Wie kann man glücklich sein, ohne eine eigene Meinung zu haben? Man stimmt Dingen zu, die man bei genauerer Betrachtung gar nicht ernst nehmen, geschweige denn, ihnen zustimmen würde. Und wie kann man eine Ausstrahlung entwickeln und vor allen Dingen Selbstbewusstsein, wenn man nicht glücklich ist?

Das erscheint mir unmöglich. Um im Leben weiter zu kommen und etwas zu erreichen müssen wir denken. Wir müssen denken, sonst werden wir untergraben. Ob das nun letztendlich durch uns selbst geschieht, indem wir irgendwann keinen Sinn mehr in unserem Leben sehen oder ob das Untergraben durch andere vorgenommen wird ist relativ egal. Fakt ist, dass es früher oder später passieren wird.

Camus' Zitat umfasst ein wirklich umfangreiches Thema. Denken ist ein Wort, über das allein man schon einen eigenen Essay schreiben könnte. Die Argumentfindung für dieses Zitat ist jedoch sehr schwer. Letztendlich habe ich mich jedoch eindeutig gegen Camus' These gestellt. Wir müssen denken, um im Leben nicht untergraben zu werden. Nur mit unseren eigenen Gedanken und unseren eigenen Meinungen können wir es im Leben zu etwas bringen. Man muss sich im Leben auch einmal gegen größere Gruppen stellen, wenn man eindeutige Fehler oder Fehlinformationen feststellt und erkennt. Wir müssen denken, um den Sinn des Lebens herauszufinden und uns dessen Wichtigkeit bewusst zu werden.

Wir könnten untergraben werden, weil wir zu wenig denken und uns zu sehr von anderen beeinflussen lassen. Sollten wir untergraben werden, bzw. sollte jemand versuchen uns zu untergraben, weil wir selbst denken, dann können wir mit unseren Gedanken und unseren Erkenntnissen verstehen, dass wir unserem Gegenüber überlegen sind und lassen uns erst gar nicht untergraben.

## Konrad von Fournier (Charlotte-Wolff-Kolleg)

Wer heute den Blick in eine Fernsehzeitung wirft oder den Videotext konsultiert, wird überschüttet mit einem Angebot aus Nichtigkeiten. Abgesehen von semiobjektiven Nachrichten, stoßen wir auf Homeshopping-Sendungen und Programmen zur Lebenshilfe in Form von Kartenlegen, Talkrunden oder was sonst das einsame Herz erfreut. Und dann auch auf dieses: *Wissensformate*. Dabei reicht die Bandbreite von wissenschaftlich fundierten Programmen auf den öffentlich-rechtlichen Sendern bis hin zu einem sie in Masse und Trivialität bei weitem übertreffenden Angebot auf den privaten Kabelsendern. Wir bekommen dort sogar die vermeintliche Möglichkeit geboten zu wählen zwischen aktivem und passivem Konsum. Das bedeutet: dem Fernsehzuschauer wird auf der einen Seite massentauglich aufbereiteter, wissenschaftlich klingender Brei serviert, der mit Filmszenen versetzt, explosiv und spannend gemacht worden ist.

Auf der anderen Seite soll der „moderne“ Zuschauer aber auch die Möglichkeit bekommen sein neu gewonnenes „Wissen“ von der Couch aus einzusetzen. Auch dies wird dem Publikum in zwei Formen vorgesetzt. Zum einen die Möglichkeit bei der das Erheben aus dem Sessel nicht vonnöten ist. Der Konsument sitzt lediglich vor dem TV-Apparat und sieht in speziellen Sendungen oder gar ganzen Kanälen *Geld* auf Fliesbändern vor der Kamera dahin laufen. Nun schlägt bei diesem Anblick die Stunde des phlegmatischen Verbrauchers. Ein Anruf genügt um eine Frage durch Kluges „Denken“ oder gute Kombinationsgabe zu lösen und eine Menge Geld zu gewinnen. Wer mehr will, muss auch mehr tun.

Daher der zweite Weg sich zu profilieren und seinen „Geist“ gegen Bargeld öffentlich zur Schau zu stellen. Er erfordert schon ein wenig mehr Bewegung. Die Rede ist von einer Quiz-Show. Menschen aller Alters- und Einkommensklassen, ja sogar „Prominente“ sind aufgerufen ihr Wissen vor einem Millionenpublikum unter Beweis zu stellen. Das ganze möglichst live und mit Werbepause. Was braucht der Durchschnittsbürger mehr, um sich so aus der Masse seiner Mitmenschen herauszuheben. Doch nur das *Interesse* an gewissen Themen, die angeborene Gabe zu denken und eventuell eine rührselige Geschichte (es ist immerhin auch ein Unterhaltungsprogramm). Dann hat jeder die Möglichkeit ein Sieger zu sein.

Wie ist nun angesichts dieser Milliarden schweren Unterhaltungsindustrie, welche ihre Einnahmen durch die tatkräftige Mitarbeit von freiwilligen Denkern subventioniert, der Ausspruch Albert Camus' zu verstehen: „*wenn man zu denken anfängt, beginnt man untergraben zu werden*“? Hat dieser Satz nicht einen reichlich negativen Anklang, dafür dass durch ein öffentliches Medium der Bürger zum Denken aufgerufen wird. Untergraben zu werden bedeutet doch, dass es etwas gibt, beispielsweise einen Wall, welcher etwas verbirgt oder verteidigt, der durch das Untergraben zerstört werden könnte. Wieso sollte derjenige, der zu denken beginnt, sich **erstens** hinter einem Wall verschanzen, wenn er sein Denken doch in der Öffentlichkeit zu Markte tragen kann und dafür entsprechend *bezahlt* wird?

Und **zweitens**: vorausgesetzt es stimmt, dass es Menschen gibt, die sich aufgrund ihrer Denktätigkeit verschanzen, wie ist dann überhaupt diese denkende Person zu verstehen, die sich auf Grund ihres Denkens verschanzt?

Die Überlegung ist nahe liegend, dass es sich bei dem sich Verschanzenden, um eine Person mit anderer Denkweise handelt. Anderer Denkweise in soweit, dass es sich um einen Faschisten oder einen Glaubenskrieger handelt oder eventuell um jemanden mit abnormalen sexuellen Neigungen? Bei dieser Assoziationsübung sollte eines sofort in Auge stechen, die Lehre der Begrifflichkeit des Denkens. Die Worte *denken* und auch *Interesse*, beide gehören zusammen und können sich im Idealfall gegenseitig befruchten, sollten jedem der eine Quizsendung sieht oder dem des öfteren die Wendung „es war ganz interessant“ auffällt als deutliches Mahnmal er-

scheinen. Sie mahnen uns dazu, dass zum Interesse auch immer eine tiefer greifende Beschäftigung gehören sollte.

Der Begriff *Denken* bedeutet für den heutigen Menschen lediglich die Beschreibung eines Vorganges, der nicht unbedingt zu einem Ziel führen muss (quasi Zeit tot schlagen).

Das Denken wird assoziiert mit der Möglichkeit einer Ausflucht, „ich denk drüber nach“ oder einem chemisch begreifbar gemachten Prozess, welcher im Gehirn abläuft. Dieser wurde uns von der Wissenschaft offeriert. Die Wissenschaft schafft Wissen durch das Denken. Wir sehen also, dass es bereits in der breiten Bevölkerung unterschiedliche Auffassungen von Denken gibt. Beide sind auf ihre Art positiv behaftet. Sie schaffen Raum, ob durch die Mehrung von Wissen oder einfach nur durch die Schaffung eines „Zeitfensters“ welches ich durch eine hohle Phrase geöffnet habe.

Beide Nutzungen des Begriffes treffen jedoch nicht den Kern des eigentlich Gesuchten. Ansonsten hätte Camus dem Denken nicht eine solche zerstörerische Aktivität beigefügt wie das Untergraben. Wir müssen uns daher fragen, was bedeutet das Denken oder vielmehr was bedeutet der Begriff des Denkens heute. Dabei sollte jedoch unterschieden werden zwischen Mehrheit und Minderheit. Die Unterscheidung ist nötig, wenn auch holzschnittartig, sie zeigt das Verhältnis zwischen Denkenden und Untergrabenden auf.

Der lateinische Begriff *tongere* wird ähnlich verwendet wie der Begriff *denken* und doch handelt es sich bei ihm um eine deutlich positionierte Begrifflichkeit. Er bedeutet soviel wie kennen oder wissen. Etwas zu kennen oder von etwas zu wissen impliziert freilich bereits den Vorgang des Denkens (lat. *cogere*). Das bedeutet also, dass um an Wissen zu gelangen ein Wesen, einen Vorgang durchlaufen hat welcher es zu einer konkreten Ge-wisheit gebracht hat. Der genannte Vorgang kann gerne konkretisiert als *Be-denken* bezeichnet werden.

Sowohl der Vorgang als auch das Ergebnis, zu dem er führt, sind, das *wissen* wir spätestens seit Heidegger, durch das Interesse begründet. Interesse (lat. *dazwischen, darunter, dabei sein, teilnehmen an*) bedeutet, dass dieser Mensch sich aus einem beliebigen Antrieb heraus mit einer bestimmten Thematik beschäftigt hat und versucht diese zu erfassen, um eventuell eine Antwort oder eine Gewissheit zu erlangen.

Das Ergebnis des Denkprozesses wird also durch eine intensivierete Auseinandersetzung ermöglicht. Das Problem welches sich uns nun eröffnet ist an dieser Stelle jedoch, dass die Beschäftigung mit einer Thematik in einem Mediums das für die breite Masse publiziert wird und dadurch erfolgsabhängig (weil profitabhängig) ist, nicht die Möglichkeit hat sich auf ein bestimmtes Gebiet zu spezialisieren und dadurch das *Interesse zu* forcieren. Natürlich wird einem gewissen Teil der Leser- oder Konsumentenschaft dadurch die Möglichkeit gegeben eine Thematik kennen zu lernen und sich dann eventuell in sie zu vertiefen, aber der große Teil der Leser eines populärwissenschaftlichen Magazins oder der Zuschauer einer Sendung begnügt sich am Ende des Heftes oder des Programms mit dem vermittelten „Halbwissen“ und beglückwünscht sich für seine *Bildungsfreudigkeit* sowie seine weit gefächerte Allgemeinbildung.

Gerade in historischen Fragestellungen kann diese Art von „Halbwissen“ durch politische, geografische Färbung oft gefährlich werden.

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, an dem eine Aufteilung stattfindet. Die große Masse, bestehend aus jenen, die sich mit dem eben ausgeführten zufrieden geben, und einer kleineren Gruppe, die sich zum Teil isoliert und zu ihrer Abgrenzung, um diesen Terminus weiter zu verwenden, eine Mauer um sich errichtet. Während die große Gruppe durch ihr vermeintliches Denken einen Zeitverlust wahrnimmt der durch die Hektik unserer spätkapitalistischen Lebensweise immer weiter beschleunigt wird, geraten die denkenden auf der anderen Seite in einen Strudel

der Be-denklichkeiten (an dieser Stelle kann der Begriff durchaus negativ behaftet gesehen werden).

Wieso entsteht eine so starke Gegenpolung, die diese beiden Lager schafft und ermöglicht das zumindest das größere fast ohne von dem kleineren Notiz zu nehmen in einer Art von Stupiditätsblase existieren kann? Wer leistete dem Vorschub? Ist es nicht zu einfach den Sündenbock lediglich in industriell geförderten Massenmedien mit ihren wenigen Profiteuren zu suchen?

Zweifellos sitzen die Kinder der Mächtigen, egal ob Medienmogule oder anderer Nutznießer, nicht den ganzen Tag vor dem Fernsehen und lassen sich von dem elterlich erzeugten Fernsehprogramm abstumpfen. Hier angelangt fällt mir der weiterhin geläufige Ausspruch Sandburg's wieder ein „Stell dir vor es wäre Krieg und keiner geht hin“. Er lässt sich zur Veranschaulichung hervorragend anwenden.

Er macht uns deutlich, dass wir genauso wie im Krieg, an einem Punkt angelangt sind, an dem die beeinträchtigte Masse bereits zu groß geworden ist um einen wirksamen Rückzieher zu machen. Die Physik besitzt dafür einen Fachterminus, Massenträgheit.

Dies ist der Hebelpunkt, an dem Camus versucht anzusetzen. Denn nur wer versucht sich selbst aus dem eben genannten zu separieren hat die Möglichkeit seinen Gedanken selbständig zu folgen, ein wirkliches Interesse im Sinne des Wortes zu entwickeln und eventuell einen eigenen Standpunkt zu beziehen, einen Punkt außerhalb der „wissenschaftlichen Maschinerie“. So ist es ihm auch möglich die *Absurdität* zu erleben mit welcher der durchschnittliche „Mensch“ sein Leben durchläuft beziehungsweise durchrennt. So wird aus dem Denken ein Drang zum Finden, aus dem Drang zu finden der Wunsch etwas zu erfinden um die Zeit zu verkürzen, welche gebraucht wird um in dem Prozess der Findung, das Denken zu erleichtern. Dieser Erfindungsdrang kostet uns nicht nur sämtliche Zeit und körperliche Reserven, sondern am Ende steht eine Menge von Läufern, die das Gefühl haben nicht termingerecht anzukommen und somit den eigenen perfektionistischen Ansprüchen nicht gerecht geworden zu sein. Nur wenige besitzen eine Selbstreflektiertheit, die sie aus diesem Karussell heraus springen lässt. Der *denkerische* Mensch jedoch ist beim Anblick dieser erschlagenden Sachlage längst zu einer Art von modernem, zivilisatorischem Eremiten geworden. Vielleicht kann *man* ihn sich vorstellen, wie ihn einst Gottfried Benn geschildert hat: „wer allein ist auch im Geheimnis, immer steht er in der Bilder Flut“. Eventuell ist es wirklich nur dieses all - ein - sein welches dem Menschen einen Teil seiner autonomen Denkfähigkeit zurückgeben kann? Wir haben uns angewöhnt, durch den Gedanken verirrt, dass ein gewisser Diogenes von Sinope in einer Tonne gelebt haben *soll* und wirre Dinge zu Leuten auf einem Marktplatz sagte, uns über diesen Kyniker zu amüsieren. Aber sein wir ehrlich, auch wenn der Gedanke an einen Mann, der auf einem Marktplatz in der prallen Sonne masturbiert, belustigend erscheint, so ist doch seine Aussage, das „Nichts von dem, was lebensnotwendig ist, [...] schändlich für die Sterblichen“ (Diogenes Laertios) sei, doch eine, die wir anhand unserer oberflächlichen Betrachtungsweise gerne außer acht lassen. Damals wie heute ist also der „denkerisch erfüllt und aufgespart“ (Benn), *der* sich separiert. Was im Extremfall dem gegenteilig veranlagten, dem zur *Lehrsamkeit* strebenden, passieren kann zeigt uns die Anklage jener drei Athener (Meletos, Anytos und Lykon) die es sich zur Aufgabe gemacht hatte einen der *denkerisch* veranlagten Mitmenschen, für sein „Belehrungsbedürfnis“ zu strafen.

Durch die Apologie des Sokrates wird uns die Tatsache verdeutlicht, dass es Menschen, die sich aus denkerischen Gründen in das Abseits bewegen, seit über zweitausend Jahren so ergeht, dass man sie als gefährlich erachtet. Gefährlich ist an dieser Stelle durchaus mit verdächtig oder verfolgenswert gleich zu setzen. Doch diese Gefährlichkeit entsteht nur aus dem Ansatz heraus, die Impertinenz der breiten Masse offen legen zu wollen und die Wüste, welche nach Nietzsche im Wachsen begriffen, ist hinauszukehren. So erklärt sich nun also das Bild des denkerischen,

eingemauerten Menschen, welcher durch die eklatante Be-denken-losigkeit der zur Herde Verwachsenden, in seinem Denken *versucht* Halt zu finden. Durch sein Interesse versucht er Sachverhalte tiefer zu ergründen, als es eventuell von Anderen gewollt wird, der aber von bunten Bildern überschüttet seinen Schutz - Wall bröckeln sieht. Und der am Ende an einem Punkt anlandet, an dem sein Denken ihn anfällig macht und beginnt seine Mauer zu zerstören, sein Wall wird somit „untergraben“. Zu diesem Menschen dringt nun möglicherweise der Ruf Nietzsches durch, wenn er seinen Zarathustra fordern lässt: „zerschlagt mir die alten Tafeln“.

Und er sich dadurch aufgefordert und bestätigt fühlt in seiner, oftmals nicht direkt physischen, Bedrängnis. Und er nur noch Verachtung für das Neue, jedoch im eigentlichen Alte und somit ewig wiederkehrende empfindet.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Masse und der Massen, des Überflusses und des Überflüssenwerdens. Eine Zeit, in die Nietzsches Zarathustra hineinschreit, doch der Schrei bricht sich und wird zum leisen Rufen und unter den mächtigen Bassboxen des öffentlichen Interesses verklingt er und wird weiterhin kein Gehör finden als jenes in verkannten und entstellten Zitaten.

An diesem Platz ist der Begriff Interesse einmal von mehrheitlicher Seite, wenn auch unterschiedlich, richtig verwandt. Da beide Seiten sich eingehend mit der Thematik der Verdrängung oder der ökonomischen Erfolgsmaximierung eingehend beschäftigt haben. Die Klientel der nun mehrfach beschriebenen Gruppen sind diejenigen die nicht zuhören wollen, und die, die es vermeiden wollen, dass jemand den *Wenigen* Gehör schenkt. Hier angelangt beginnt das Bild des Untergrabenwerdens auch noch eine weitere Funktion zu offenbaren. Als Brücken- oder genauer Tunnelbauer in die Realität, von der *man* sich durch den umgebenden Wall abgeschottet hat.

Dieser Tunnel wird also gebraucht um die Realität im Auge zu behalten, sich mit anderen, im besten Falle ähnlich Denkenden auszutauschen und gewisse Schwächen im eigenen Denken zu erkennen. Der „im denken orientierte“ (Kant) vermag also dieses geistige Bauwerk als Präventionen gegen das Unter - graben - werden aufzufassen.

Er ist allerdings auch im gleichen Atemzug dazu gezwungen, will er sich den Wall möglichst lange und sinnreich erhalten, die „Außenwelt“ im Blick zu behalten, um gewisse Entwicklungen nicht zu verpassen.

Resümierend können wir daher feststellen, dass der Ausspruch Camus' durchaus wörtlich zu nehmen und bildlich zu sehen ist. Das bedeutet, in der Vorstellung erscheint uns ein Mineur, der unterhalb einer alten Bastion eine Kaverne mit Pulver verfüllt und versucht sie zur Explosion zu bringen. Dieser geistige Zündstoff, der in Form von bunten Bildern und lauter Reklame dazu geschaffen worden ist, den Geist zu schleifen und stumpf gegenüber der Realität zu machen, ist der Sprengstoff, welcher versucht das Festungswerk einzureißen, das der be-denkliche Mensch errichtet hat.

Nun wird der Begriff des Be-denklichen wieder ins Positive gekehrt, indem wir den be-denklichen Menschen als die Person sehen, die er ist.

Ein Außenstehender, der aufgrund seiner exponierten Lage einen guten Blick auf den großen Teil des Gebildes hat, vor dem er sich, begründeter weise, versucht abzuschotten. Die genannte Herde besitzt den Blick für die Realität nicht mehr, den es benötigte um die eben genannten Vorgänge zu beobachten. Nietzsches Zarathustra beobachtet auch hier wieder scharfsinnig und legt den salzbestrichenen Daumen mit seinem Rufen in die Wunde „es ist so wenig Schicksal in eurem Blicke“. Natürlich ist es verschwunden oder durch eine milchige Schicht zugedeckt. Da niemand mehr ein Interesse daran hat sich auf *Sachen* wie Schicksal oder Interesse wirklich einzulassen (Detlefsen).

Stattdessen regieren ebenfalls verdrehte Worthülsen wie Gleichgültigkeit (gleich - gültig Heidegger).

„Alle Räder stehen still wenn dein starker Arm es will“ (Herwegh) wurde vor etwa

130 Jahren ge-dichtet (ein Gedanke, der auf eine bestimmte Art Ge- bzw. Ver - dichte wurde). Dabei handelt es sich um einen Gedanken und eine Zielstellung, die nur durch genaue Beschäftigung mit einer Thematik entstehen konnte. Das Ziel wäre folglich durch *be-denken zu erreichen*. Doch tiefere Beschäftigung gilt, wie wir nun festgestellt haben, als zögern (Be-denklichkeit).

Heute ist der Be-denkende in der Minderheit und bemüht, um sein „nicht untergraben werden“, da es seine letzte Fluchtburg oder besser sein Reservat erhält.

Nachweis der verwendeten Literatur:

- Arnold, Heinz-Ludwig, Arbeiterlyrik 1842-1932, Parthas Verlag GmbH (Berlin 2003)  
Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, dtv GmbH & Co. Kg (München 2003)  
Heidegger, Martin, Der Feldweg, Vittorio Klostermann GmbH (Frankfurt am Main 1989)  
Heidegger, Martin, Was heißt Denken? Vorlesung Wintersemester 1951/52. Philipp Reclam jun. GmbH (Stuttgart 2007)  
Hume, David, Über den Freitod, dtv GmbH & Co. Kg (München 2009)  
Kant, Immanuel, Ausgewählte kleine Schriften, Verlag von Felix Meiner (Leipzig 1927)  
Nietzsche, Friedrich, Also sprach Zarathustra, dtv GmbH & Co. Kg (München 2009)

## **Johannes Gast (Gymnasium Steglitz)**

### **Denken und Selbstreflexion**

Das Zitat von Albert Camus kann man reflexiv interpretieren, „wenn man zu denken anfängt, beginnt man“ sich zu untergraben, d.h. man hinterfragt und prüft gängige Normen und eigene Gewohnheiten auf ihre Gültigkeit. Was bedeutet „untergraben“? Ins-Wanken-bringen, aufweichen, erschüttern<sup>1</sup>. In diesem Sinne sehe ich „untergraben“ positiv als Hinterfragen und Prüfen gängiger Normen und Gewohnheiten, die man zum Wanken bringt, indem man aufgerüttelt wird, um neue bessere zu finden und zu schaffen. Was ist die Folge?

Das Darüber-Nachdenken kann trotzdem dazu führen, dass man sich für seine alte Lebensweise und Lebenssituation entscheidet und sie bewusst akzeptiert, auch wenn sie sinnlos erscheinen. Dies ist vor allem der Fall, wenn man die äußere Lebenssituation momentan nicht verändern kann wie Sisyphos. Hier hilft es, sich scheinbar seinem Schicksal zu fügen und seine zukommende Aufgabe zu erfüllen. Durch die Selbstwirksamkeit bleibt man fitt, trainiert sich, hat noch Hoffnung auf Veränderung, wenn sich ein günstiger Moment bietet. Hier ist die innere Einstellung wichtig, die man immer unter Kontrolle haben sollte. Wer sich selbst aufgibt und in Lethargie versinkt, der kann sein Potential und seine Chancen nicht nutzen. So ist es z. B. wichtig, dass Arbeitslose sich aktiv halten und nicht aus einem bestimmten Lebensrhythmus herauskommen, damit sie bei günstiger Gelegenheit ihre Chance nutzen. Wer nicht durch eine massive äußere Lebenssituation gehemmt wird, der wird durch aktives Denken positiv erschüttert und aufgerüttelt und entdeckt durch die ständige Selbstreflexion sein Potenzial und kann sein Leben ändern, aber auch seine Grenzen kennen lernen. Eine Parallele sehe ich zu Sokrates` Handeln in Platons Apologie des Sokrates. Sokrates ist nach dem Orakel von Delphi der weiseste, weil er weiß, dass er nichts weiß.<sup>2</sup> Dies demoralisiert ihn jedoch nicht und lässt ihn erst recht nicht in Lethargie versinken, sondern im Bewusstsein seiner Grenzen aktiviert ihn diese Erkenntnis gerade dazu, im Dialog mit seinen Gesprächspartnern durch Fragen und Nachdenken Scheinwissen aufzudecken und zu suchen, was Wissen bedeutet.

---

<sup>1</sup> DUDEN 8, Das Synonymwörterbuch, 3. Aufl. Mannheim 2004, Stichwort „Untergraben“, S.936

<sup>2</sup> Platon, Bd.2, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1973, Apologie des Sokrates, 21 d: Hesper ouon ouk oida, oude oiomai.

Verständlicher wäre es bestimmt gewesen, wenn Camus geschrieben hätte:

„Wenn man zu denken anfängt, beginnt man zu untergraben.“

Hier erinnert man sich an Kants Definition, was Aufklärung bedeutet:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen. Selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen“ und ebenfalls von Kant „Habe Mut dich deines Verstandes zu bedienen.“<sup>3</sup>

Kant möchte darauf abzielen, dass der Mensch sich seines eigenen Verstandes bedienen soll, damit er erstens nicht nur als Mittel anderer gebraucht wird und zweitens selber fähig ist gängige Anschauungen, die falsch sein könnten, zu untergraben. So kam es im Zuge der Aufklärung (Epoche) zu weitgehenden Abwendungen vom kirchlich geprägten Weltbild, so dass die Wissenschaft erblühen konnte und zum Beispiel das heliozentrische Weltbild Anerkennung fand.

Dadurch, dass Menschen begonnen haben nachzudenken, haben sich Umstände entwickelt, die vor Jahrhunderten noch unvorstellbar gewesen wären und aus heutiger Sicht auch weitaus fortschrittlicher sind, z. B. weg von Monarchien, hin zur Demokratie, weg von dem Weltbild, dass der Mann der Frau überlegen sei, hin zur Emanzipation, Verfestigung von Menschenrechten. Der Denkende untergräbt demnach im positiven Sinn. Daher haben Diktatoren immer Angst vor einem denkenden Regimekritiker, weil sie durch die vorherrschenden Umstände profitieren und keine Veränderung und keinen Umsturz wollen. Dies hat zur Konsequenz, dass eben die Anzweiflung und Untergrabung dieser Systeme in einer Diktatur verboten sind. Nach der Machtergreifung Hitlers sorgten die Nazis ebenfalls sehr schnell dafür, dass Wissenschaft und Kunst „gleichgeschaltet“ wurden und einer Zensur unterlagen, die es den Menschen nicht mehr erlaubte in irgendeiner Weise Kritik an dem System zu üben. Gegner des Regimes wurden verfolgt, ins Konzentrationslager gebracht oder ermordet. Da es zumindest in westlichen Kulturen heutzutage möglich ist seine Meinung frei zu äußern und es z. B. jedem offen steht über politische Themen von verschiedenen Standpunkten zu diskutieren und es auch auf Grund von Gesetzen und Normen nicht mehr möglich ist Menschen als niedriger oder höher zu deklarieren, sind Grundlagen geschaffen, weiter zu denken und somit für andere Probleme zufriedenstellendere Lösungen zu finden, die - wenn man vom Utilitarismus ausgeht- für eine größte Zahl größtes Glück bedeuten<sup>4</sup>.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Menschheit sich durch Nachdenken weiterentwickelt hat, indem alte unzureichende Systeme untergraben worden sind. Folglich untergräbt ein Mensch, der anfängt zu denken, um Schwächen und Löcher in Systemen aufzuzeigen, damit er sie beseitigen kann.

Warum beginnt man nun selber untergraben zu werden, wenn man zu denken anfängt?

Meiner Meinung nach findet sich eine Lösung in der Weitererführung des vorhin dargestellten Ansatzes. Wenn man sich nämlich ernsthaft Gedanken über ein Thema macht und versucht sich eine Meinung darüber zu bilden, ist dies nur möglich, wenn man zuvor eine Selbstreflexion durchführt und sich im Klaren ist, welche ethischen/ideologischen Standpunkte man selber vertritt und welches Ziel man verfolgt. Nur so weiß man, warum man zu dieser Meinung kommt. Schließlich gibt es auch andere teils gegensätzliche Meinungen von Menschen, die ja nicht unbedingt dümmer oder naiver als man selber sind.

Die Selbstreflexion führt nicht nur dazu, dass man die andere Position besser verstehen kann und aufgrund dessen leichter zu Kompromissen findet, es kann auch passieren, dass die eigenen Prämissen (gegeben durch Erziehung, soziales Umfeld etc.), die

---

<sup>3</sup> Kant, Berlinische Monatsschrift. Dezember-Heft 1784. S. 481-494: sapere aude

<sup>4</sup> An Introduction to the Principles of Morals and Legislation (engl. Original), Jeremy Bentham, Seite 5. „A new edition“, 1823

einen bis dahin als richtig erschienen, plötzlich nicht mehr so schlüssig sind und sich Ungereimtheiten auftun. Daher zielte auch die Argumentationstechnik der „Mäeutik“ von Sokrates im Gegensatz zu der der Sophisten nicht darauf ab, den anderen von seiner Meinung zu überzeugen oder gar zu überreden, sondern dem Gesprächspartner bewusst zu machen, dass dessen Wissen logische Fehlschlüsse aufweist und das dieser deshalb keinesfalls von sich aus behaupten sollte wissend zu sei, so wie Sokrates es auch nicht glaubt. Genau in diesem Punkt ist er jedoch weiser als die anderen, die glauben, wenn sie in einem Punkt Ahnung haben, auch in anderen Punkten weise zu sein.<sup>5</sup>

Und genau das bedeutet, dass, wenn man anfängt zu denken, man beginnt untergraben zu werden; und zwar durch sich selber. Denn nicht nur andere Herrscher und anderes (Staatsformen, Wirtschaftsformen) scheinen durch falsche Wahrheiten legitimiert zu sein, sondern auch die eigenen Prämissen könnten sich als unschlüssig oder gar falsch herausstellen, wenn man sich die Zeit nimmt sie einmal genauer zu durchleuchten. Deshalb darf man nicht irgendetwas als allgemeingültige Norm bezeichnen, nur weil es viele andere so sehen, sondern man muss von sich aus diese Norm aufgrund eigener Überlegungen akzeptieren.

In dem „Kleines Organon für das Theater“ warnte Brecht schon: „Das lange nicht Geänderte nämlich scheint unveränderbar.“<sup>6</sup> Aufgrund dessen fordert Brecht den Theaterzuschauer auf, kritisch zu hinterfragen, um dadurch beizutragen die Gesellschaft zu verbessern.

An sich kann man sogar behaupten, dass es keine allgemein gültige Wahrheit geben kann, da man sie nur subjektiv wahrnehmen kann, weil für eine objektive Betrachtung zu viele Faktoren noch mit einfließen, die man gar nicht alle erfassen kann. Allein durch Paradigmenwechsel können Dinge, die vorher als wahr und richtig bezeichnet worden waren, unwahr und falsch sein, z.B. vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild.

Weil man sich Gedanken über sein Tun, seine Absichten, seine Meinung macht, kann man sich der Wahrheit, die sich nicht untergraben lässt, annähern, indem man versucht möglichst viele Trug- und Fehlschlüsse aufzudecken. Jedoch wird man die Wahrheit nie ganz erreichen können. Trotzdem sollte man nie aufhören etwas zu hinterfragen und versuchen Fehler in den eigenen Ansichten zu finden und diese zu beseitigen, um so auch die gesamte Gemeinschaft zu verbessern. Dies führte zum Beispiel zum Demokratiedenken, da viele Menschen für sich ein Mitspracherecht an der Willensbildung einforderten und sich nicht mehr von einem durch Geburtsordnung oder Gott legitimierten Herrscher unterdrücken ließen. Auf der anderen Seite ist ja die Idee des Kommunismus in der Umsetzung sichtbar gescheitert, obwohl viele behauptet haben, dass die Idee vom Sozialismus fortschrittlicher als die anderen gängigen Demokratietheorien gewesen ist. Das Verbot in dem sozialistischen System von freier Meinungsäußerung, die das System untergraben könnte, lässt schon deutlich werden, dass es einigen schon bewusst war, dass sich das System nicht halten könnte, wenn Menschen ihre Selbstbestimmungsrechte einforderten.

Und auch wenn manche, wie Rousseau sagen, dass der Mensch manchmal zu seinem Glück gezwungen werden muss, steht es auf jeden Fall im Widerspruch zu Kant, der den Mensch auffordert Selbstverantwortung zu übernehmen.

Und ich schließe mich Kants Ansichten an. Denn jeder soll sich bewusst machen, was für ihn und die Gemeinschaft wichtig ist, warum und wie er handeln muss, um dieses Ziel zu erreichen.

Descartes' Grundsatz „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich) charakterisiert treffend, was einen Menschen ausmacht. Handeln können auch Tiere, indem sie z. B. Fut-

---

<sup>5</sup> Platon, Bd.2, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1973, Apologie des Sokrates, 21 d: Houtos men oietai ti eidenai ouk eidoos: ego de, hoosper oun ouk oida, oude oiomai.

<sup>6</sup> Artikel 44 aus Berthold Brecht: Gesammelte Werke. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1967. Band 16: Schriften zum Theater II

ter suchen. Denken und das Hinterfragen von Gegebenheiten bleiben einzig und allein dem Menschen überlassen.

Man sollte aber ebenfalls in Betracht ziehen, dass zuviel Nachdenken einen auch hemmen kann es umzusetzen. Indem man immer nur nachdenkt, sich dabei selbst in Frage stellt und dabei zwar vielleicht immer bessere Meinungen bilden kann, müssen diese nicht unbedingt praxistauglich sein und umgesetzt werden. Oftmals ist es aber erforderlich sofort zu handeln, ohne lange nachzudenken. Jedoch kann man nur schnell richtig handeln, wenn der Geist vorher trainiert und vorbereitet wurde, z.B. für Gefahrensituationen. Daher ist es auch für solche Situationen besser nachzudenken und eine Selbstreflexion durchzuführen, um zukünftig bessere und schnellere Ergebnisse zu erzielen.

### **Fazit**

Für mich gibt Camus mit dem Zitat einen Appell an alle, zu denken und sich selbst zu hinterfragen. Denn das macht den Menschen nicht nur aus, es trägt auch zur Entwicklung der gesamten Menschheit bei. Dies ist aber nur dann möglich, wenn auch Menschen, die etwas Falsches, Schlechtes getan haben oder zweifelhafte Ansichten vertreten, bereit sind ihre Grundprämissen zu hinterfragen und das nicht nur von einem egoistischen Standpunkt aus, sondern im Hinblick auf das Gemeinwohl. Das „Untergraben“ ist also positiv zu sehen. Man bringt ins Wanken, weicht auf und erschüttert, um aufzurütteln und die Augen zu öffnen, um über sich, seine gewohnte Lebensweise, seine akzeptierte Lebenssituation und Umwelt nachzudenken und aktiv einzugreifen und etwas Neues und Besseres zu schaffen.

### **Quellen**

Berlinische Monatsschrift. Dezember-Heft 1784. S. 481-494

DUDEN 8, Das Synonymwörterbuch, 3. Aufl. Mannheim 2004, Stichwort „Untergraben“, S. 936

Platon, Bd.2, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1973, Apologie des Sokrates, 21d: Hesper ou nouk oida, oude oioumai.

Bertolt Brecht, Kleines Organon für das Theater, Artikel 44

Jeremy Bentham, An Introduction to the Principles of Morals and Legislation (engl. Original), 3. Aufl., „A new edition“, 1823, Seite 5

## **Felix Meiricke (Heinz-Berggruen-Gymnasium)**

„Wenn man zu denken anfängt, beginnt man, untergraben zu werden.“, so sagt Albert Camus, und ob diese Aussage einer möglichen Wahrheit entspricht, das wollen wir nun näher betrachten.

Zuerst ist es nötig, den Satz genauer zu beleuchten. Was meint der Autor damit wirklich? Welches Detail ist notwendig herauszusuchen und anschließend unter die Lupe zu nehmen, um den vollen Sinn herauslesen zu können? Mit dem „Denken“ ist das allgemeine *selbstständige Entfalten* gemeint. Sich selbst nicht einem anderen Denken anzupassen, sondern allein Urteile zu fällen, genauso wie Entscheidungen, und sich von der Masse, die einen wohl stetig umgibt, loszulösen, soweit es einem möglich ist. So hat dies auch mit einer eigenen, inneren Erkenntnis zu tun, die sich zuerst einmal zu eigen gemacht werden müsste, bis man wirklich dazu imstande ist, sich abzuspalten und - nicht unbedingt völlig einsam, doch allein - einen Weg zu bestreiten, der einem mit keinem Schritt vorgemacht wird. Doch gerade dieses *Entfalten* wird nun als Beginn einer Hetze bezeichnet, indem alle anderen, all jene nämlich, die scheinbar zu einer Masse gezählt werden, nun beginnen, den Eigenständigen zu „untergraben“. Mit „untergraben“ kann nun ganz wörtlich gemeint sein, dem Denkenden die Basis zu entreißen, ihm unter den Füßen also den Boden wegzuziehen. Und dies ist ganz logisch. Ich bezeichne nun, in Anlehnung wohl an

José Ortega y Gasset (Der Aufstand der Massen), all jene Untergrabenden als *Masse*<sup>7</sup>. Der Untergrabene ist aber dagegen der *Entfaltete*.

Nun ist die Fragestellung sicher: die Masse beginnt den Entfalteten zu untergraben, sobald dieser sich loszulösen versucht. Wie viel Wahres spricht nun aus dieser These?

Es ist aus der Aussage ein gewisser Pessimismus herauszulesen, der von einer Selbstständigkeit abzuraten bemüht ist, da gerade diese Selbstständigkeit zu einer zwischenmenschlichen Abspaltung führen würde. Außerdem mag Albert Camus' Satz zum einen Kritik an einer verdummtten, intoleranten und gleichmachenden Gesellschaft sein, zum anderen wäre auch erstere Auslegung sehr sinnreich, nämlich die, es als eine Warnung zu handhaben. Beginne bloß nicht selbst zu denken, denn andernfalls gehst du unter!

Eindeutig einzuordnen in eine philosophische Gruppierung lässt sich diese Aussage eher weniger. Man könnte an dieser Stelle eine Parallele zu einem Eudämonismus erkennen und es möglicherweise als Wegweiser sehen, der einen in das Glück führt, indem er auffordert, vom eigenständigen Denken abzulassen. Wir wissen nun aber nicht, ob Albert Camus den Wert der Masse für gering oder hoch schätzt. Ist er nun der Auffassung, der Einklang des Individuums mit allen anderen Menschen sei eine Notwendigkeit, um glücklich zu werden, so kann der Satz als *Lob der Dummheit* ausgelegt werden (Der Dumme ist der Glückliche). Ist er jedoch der Ansicht, der höchste Wert liege in der persönlichen Entfaltung des Denkens, so ist es ein mitleidiger Satz, der einen pessimistischen Wert besitzt. Davon gehe ich nun eher aus.

Eine mögliche Parallele lässt sich hierbei sehr einfach zu einem berühmten Philosophen ziehen, nämlich Arthur Schopenhauer, dessen Ansichten eines unvernünftigen Weltsystems und vor allem seine teils misanthropischen und gesellschaftsverachtenden Ideen, einem von sich selbst überzeugten, einsamen Freidenker, der in gewisser Eitelkeit die Ungerechtigkeit der Masse ihm gegenüber zu erklären versucht, sehr zu Gute kommen. So wurden die Lehren Schopenhauers häufig schon von Denkern aufgegriffen, die sich selbst entweder für zu genial für die breite Masse oder für schlichtweg gedanklich einsam gehalten haben. Mag nun Albert Camus zu diesen gehören? Und mag seine Idee auf die Schopenhauers passen? Es gibt durchaus Ähnlichkeiten. Denn Schopenhauer beispielsweise unterscheidet unter anderem die geselligen und die einsamen Menschen, wobei die geselligen nur gesellig sind, weil sie sich selbst nicht genügen, ihr Intellekt also nicht groß genug ist, um sich

---

<sup>7</sup> Ich behaupte nicht, dass sich die Gesellschaft, die ja aus *allen* Menschen besteht, aus jedem einzelnen der Individuen zusammensetzt ist, ob nun Freidenker oder gewöhnlicher Bürger, was nämlich dazu führen würde, dass ich die Masse eben in diese beiden Parameter einordnen müsste. Dies wiederum würde die Frage aufwerfen, zu welcher der Gruppierungen ich mich selbst rechne, und genau an dieser Stelle würde das Wort der Arroganz oder des Hochmutes fallen, und ich wäre ganz indirekt gezwungen, andere Menschen als nieder mir selbst zu bezeichnen. Ich will dies nun verneinen, indem ich es anders erkläre: die Masse ist nicht greifbar und setzt sich auch nicht aus Greifbarem zusammen. Sie ist ein soziologisches, rein menschliches *Phänomen*, das übergeordnet und unantastbar ist. Die Masse ist das, was letztendlich der Wirkung einer Menschengruppe auf einzelne Menschen vorausgeht. So kann nun auch eine Anzahl von tausenden von Philosophen und Freidenkern, möglicherweise mit vollkommen eigenen Philosophien, eine Masse sein, denn letztendlich sind auch diese Menschen und können sich so ihrer eigenen Wirkung, die sie ganz unbewusst als menschliche Gruppe ausüben, nicht entziehen, auch wenn sie es wollten.

Falls dies nun nicht vollkommen verständlich ist, gebe ich ein kleines Beispiel: Die Masse verhält sich zum Einzelnen nicht wie der Salzhaufen zum Salzkorn, sondern wie die Stärke des Salzgeschmackes zum Salz. Oder man könnte ebenso sagen, die Masse steht zu dem einzelnen Individuum wie der Gestank zum faulen Ei.

Der Begriff der Masse dient hier lediglich als Gegensatz zu dem Entfalteten. Auch ich zähle mich zu einer Masse. Und auch diejenigen, die untergraben, die also, welche die gemeinte Masse sind, gehören zu ihr, genauso wie der Untergrabene, der nun aber ein Individuum dieser Anhäufung von Menschen ist und sich so nicht wehren kann.

selbst auszufüllen, während die einsamen durchaus einen so hohen Geist besitzen, dass sie völlig ohne Menschen auskommen könnten. Dies führt er in den *Aphorismen zu Lebensweisheit* aus den *Parerga und Paralipomena* mit einem wunderbaren Beispiel näher aus: „Man kann in diesem Sinne die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik vergleichen, bei der jedes Horn nur einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt. Denn monoton wie ein solches eintöniges Horn, ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen.“

So ist die Linie an dieser Stelle ganz deutlich gezogen. Denn die Geselligen Schopenhauers, diejenigen also, welche die Gesellschaft in seinem Sinne bilden, werden selbstverständlich der Masse Camus' gleichgesetzt, der Einsame jedoch dem Entfalteten.

Doch es lassen sich noch andere Beispiele finden, von denen die Aussage Albert Camus' bestärkt und bekräftigend gesichert wird.

So ist der antike Philosoph Sokrates ein ehemals lebendiges Beispiel dafür, dass die Masse den denkenden und hinterfragenden Menschen unterdrückt und, in diesem Falle, sogar zu Tode bringt. Denn Sokrates war zu seiner Zeit neben den Sophisten einer der ersten Philosophen, die die Schwelle der Naturphilosophie überschritten und sich auf den Menschen konzentrierten, insofern kann man diese Gruppierungen – die Sokratiker wie auch die Sophisten – zwar auf unterschiedliche Art und Weise, jedoch dieselbe Philosophie betreffend, als die Begründer der Anthropologie wie auch der Logik bezeichnen. Eine absolute Revolution!

Sokrates, der nun auf völlig andere Weise dachte und hinterfragte, als die Menschen es von den Vorsokratikern und den Sophisten gewohnt waren, wurde nur selten seiner Einfälle gerühmt, sondern schließlich – mit den Vorwürfen der Blasphemie und der Verderbnis der Jugend – zum Tode verurteilt.

Man kann Albert Camus' Aussage nun entweder im Großen und Ganzen auf alle Persönlichkeiten beziehen, die revolutionäre Ideen besessen hatten, oder ebenso, und dies scheint mir sinnreicher zu sein, auf das einzelne Individuum innerhalb einer Gesellschaft, das seine Umwelt zu hinterfragen beginnt. Sollte ersteres der Fall sein, so wäre man in der Lage, ähnlich wie Sokrates, noch viele andere Berühmtheiten aufzählen wie Galileo Galilei oder sogar Jesus Christus. Doch praktischer und anwendbarer ist es nun, sich auf das reale Leben im Hier und Jetzt zu konzentrieren, und auch dort, wenn nicht gerade da, sind Belege für Camus' Idee (die ganz nebenbei selbstredend nicht von ihm erdacht, sondern lediglich veröffentlicht niedergeschrieben ist) durchaus zu finden. So ist es nötig nun erst einmal eine gedankliche Basis zu erstellen:

Das Denken ist eine innere Angelegenheit, sie ist immer subjektiv beeinflusst, Objektivität nämlich ist inexistent, da der Mensch von Emotionen mehr als von Gedanken bestimmt ist und daher ein gewisser Grad an Gefühlen immer in alle Entscheidungen und Überlegungen einfließt. So ist es natürlich auch klar, dass ein neuer, interessanter Gedankengang oder auch einfach eine von der Masse wenig beeinflusste Idee von niemandem in seiner ganzen Fülle verstanden werden kann, als von dem Denkenden selbst, da jeder andere Mensch sofort beim Hören seine eigenen Erfahrungen in die Wertung mit einfließen lässt. Dies macht es schwierig, beinahe unmöglich, einen Einfall, wie er einem in den Sinn gekommen ist, an eine zweite Person absolut identisch weiterzugeben, und gerade dies mag die Quelle allen Missverständnisses sein. Denn jede Handlung jedes Menschen bei Sinnen (damit ist nun allein die Wahrnehmung gemeint) ist eine logische. Ein Mensch verübt keine Handlung, die nutzlos oder sinnfrei ist, und so ist auch jede menschliche Überlegung, sei es nur ein spontaner Einfall, auf der Basis eines geschehenen Ereignisses aufgebaut oder sonstig von irgendetwas beeinflusst.

So wie nun deutlich wird, dass ein möglicherweise genialer Gedankengang nicht an die breite Masse eins zu eins weitergeleitet werden kann, und da auch die Masse bei Weitem nicht über genügendes Verständnis verfügt, sich in jeden beliebigen

Menschen hineinzusetzen und ihn vollständig nachzuvollziehen, wird auch klar, dass ebendiese Masse sich dann etwas Neuem gegenüberstellt, das ihr unlogisch und unsinnig erscheinen mag. Und dies stößt auf Verachtung und Abscheu, denn der Mensch fürchtet, was er nicht versteht. So ist die Handlung der Masse in Camus' Beispiel absolut nachvollziehbar und logisch für den Entfalteten, die Ideen des Entfalteten jedoch genauso unlogisch für die Masse.

Und so mag es nun sein, dass jemand sich selbst Prinzipien gesetzt hat - ein ganz hypothetisches Beispiel - nun hat, wir wollen es uns einmal vorstellen, ein junger Mensch begonnen, eine Philosophie zu verfolgen, eine eigene, von der er der Meinung ist, aus welchen Gründen auch immer - wir können sie ja nicht erraten, da wir sein bisheriges Leben nicht kennen - dass sie ihn ausfüllt und ihm Erkenntnisse bietet, die er von anderen Lebensweisen nicht erhält. Hierbei könnte man an eine allgemeine Weisheit, vielleicht eine moralische Norm denken, die zwischen Menschen ganz einfach üblich ist. Nun gebe ich das Beispiel, dieser junge Mensch nahm sich zum Ziel, jedes Leben auf der Welt dem Leben eines Menschen gleichzustellen. So wird er fortan, sobald er beginnt seine Idee vollständig und konsequent zu verfolgen, von anderen ausgelacht und als verrückt beschimpft werden, weil er eine Ameise handhabt wie einen Menschen, genauso ein Gänseblümchen. Denn eine solche Weltsicht, eine solche philosophische Einstellung, ganz gleich welcher Art sie wäre, ist unpraktisch. Sie bietet diesem jungen Menschen vielleicht eine Befriedigung, doch vielmehr wird sie ihm eine *Ungemütlichkeit* bieten. Ein weiteres hohes Ziel im Menschen ist nämlich das *harmonische Miteinander*, dass er stetig aufrechtzuerhalten bemüht ist. Dies äußert sich schon schnell in Phänomenen wie dem schlechten Gewissen, dem Mitleid, der Frage, sich zur Hilfe eines anderen anzubieten, obwohl man eigentlich wenig Drang verspürt, eine für sich selbst nutzfremde Tat zu vollbringen. Das harmonische Miteinander ist eine zwischenmenschliche Begebenheit, die nicht zu unterschätzen, ja erst recht nicht wegzudenken ist. Und sie taucht immer und immer wieder auf, in jeder Tat eines Menschen und in beinahe jedem Gedanken, der sich einer anderen Person widmet.

So ist der Mensch, der für sich selbst denkt und versucht sich loszulösen von der Masse und auf eigenen Gedanken eine Weltsicht aufzubauen, augenblicklich in einem Konflikt zwischen dem *eigenen Inneren* und dem inneren *zwischenmenschlichen Drange*. Dies macht nun ein großes Problem aus: denn sollte der junge Mensch es nun schaffen, sich durchzusetzen gegen alle anderen und seine Gedanken und Erkenntnisse verwirklichen, so wird er sich bald auch in der Nähe der Einsamkeit wiederfinden, weil es zwar einige wenige Menschen geben mag, die ihm ähnlich, doch keinen einzigen, der ihm gleich ist. Dieser Weg also, der eigenständige Weg, bringt ihn zwar in einen Zustand der Selbstfindung und der inneren Freiheit, doch ebenso in eine gesellschaftliche Gasse, die er vielleicht nicht mehr zu verlassen imstande sein wird, und in die ihm auch kein anderer Mensch zu folgen beginnt.

Der zweite Weg nun aber wäre, sich selbst zu vergessen und sich doch erneut in den Strom der Menschen einzugliedern, die Augen also zu verschließen und die hinterfragenden Gedanken zu verdrängen oder einfach in geringem Maße aufkommen zu lassen. Dies würde ihn nun wieder zu einem gewöhnlichen Menschen machen, der jedem anderen gleich ist, und es würde ihn dafür aber von der Einsamkeit weg, in eine gesellige Zufriedenheit führen, denn wer nicht hinterfragt, der erkennt auch die Probleme nicht, die ihm lauern könnten. Und der wird nicht von anderen untergraben.

Doch dieser Weg ist einer, der von keinem Philosophen - so will ich denjenigen, der *zu denken anfängt*, nun nennen - gewählt werden würde. Denn sobald dieser den kurzen Genuss des eigenen Denkens gespürt haben wird, wenn er auch schnell dessen konsequente Einhaltung als menschlich unpraktisch erkannt hat, wird davon nicht mehr ablassen, da er der Meinung sein wird, sich erstens, nicht wieder auf das für ihn dann eventuell niedere Niveau der Masse hinuntergeben zu *können*, es

zweitens, nicht zu *wollen*. Denn sobald er zu denken begonnen hat, wird er sich selbst nicht mehr aufgeben können, da er das Tor durchschritten hat, sich selbst zu finden. Und diese Suche mag eine genauso menschliche sein wie die nach dem harmonischen Miteinander. (Dies sind zwei vollkommen menschliche und vom Menschen angestrebte Wege, doch im Leben scheint es, als müsse sich jeder einzelne für einen der beiden entscheiden, obwohl er gleichwohl auch dem anderen zugeeignet ist.)

Es ist nun Wahres dran an dem Zitat, das ist sowohl in der Geschichte wie auch in der Theorie, aber auch in der eigenen gegenwärtigen Praxis erkennbar. Gerade wenn der Denkende erkennt, dass er untergraben wird, findet er sich in diesem Augenblicke schon in einem sich windenden Schlund wieder, aus dem er, sowohl aus eigenem Interesse, als auch aus äußerem Druck, nicht mehr in der Lage sein wird, auszubrechen.

## Thema II

- II. Nicht die Dichter, sondern die Schachspieler werden verrückt; Mathematiker verlieren den Verstand und Bank-Kassierer; aber schaffende Künstler selten. Ich gedenke keineswegs die Logik anzugreifen, ich sage nur, dass die Gefahr des Verrücktwerdens in der Logik liegt und nicht in der Fantasie.

*(Chesterton, G. K.: Orthodoxy (1908). Zit. nach: Cohen, Martin: 99 philosophische Rätsel. München 2005, S. 240-241)*

### Bahengam, Sarah (Heinz-Berggruen-Gymnasium)

#### **These: Nicht nur in der Logik, sondern vor allem in der Fantasie liegt die Lösung eines Problems.**

Martin Cohen besagt mit seinem Zitat, dass einen eher die Logik als die Fantasie verrückt werden lässt, womit er die Logik jedoch nicht schlecht machen möchte. Da ich mit meinem Essay nicht hauptsächlich diskutieren möchte, wie die Logik das tut, sondern wie die Fantasie das verhindert, drehe ich seine Aussage diesbezüglich um, verlagere also den Akzent. Demnach führt die Fantasie zu meiner These, nämlich dass in ihr die Lösung eines Problems liegt, wodurch Verrücktheit nicht oder zumindest unwahrscheinlicher zustande kommt. Die Ursache von Verrücktheit liegt nämlich in Problemen, die ungelöst bleiben und die scheinbar ausweglos sind.

Der Duden und Wikipedia definieren die Fantasie als 1.) „Vorstellungskraft und Innenleben“ bzw. als 2.) „Einfallreichtum und Idee“<sup>8</sup> und obwohl beide Definitionen richtig sind, ist meiner Meinung nach die erste grundlegend für die Lösung eines Problems, weil die Idee für eine Problembewältigung auf der Vorstellungskraft beruht.

Um meine These zu untermauern, beleuchte ich die Rolle der Fantasie in drei verschiedenen Stadien eines Problems. Ich beginne hierbei mit einem irrealen Problem, wobei die Fantasie vorbeugend und präventiv ist. Danach gehe ich über zu einem realen Problem, für das man mittels der Fantasie eine Lösung sucht, um dann letztlich mit einem Problem, für das es nur in der Fantasie, aber nicht in der Realität eine Lösung gibt, abzuschließen und ein Fazit zu ziehen.

Indem der Mensch ein individuelles, privates und unbegrenztes Innenleben führt, kann er jede noch so reale oder irrealen Situation in seinen Gedanken durchspielen. Dies fängt beispielsweise mit den berühmten „Was wäre, wenn...?“-Fragen an. Was wäre, wenn ein plötzlich geliebter Mensch sterben würde? Was wäre, wenn etwas plötzlich ganz anders käme als erwartet? Fragen, mit denen auch ich mich immer wieder in Momenten der Stille beschäftige. Antworten auf diese Fragen versucht man zu finden, indem man sich diese Situation in seiner Fantasie vielfach vorstellt, sie immer wieder unterschiedlich ausgehen lässt, um zu gucken, ob der eine oder andere Ausgang eine Möglichkeit für einen selbst wäre, träte diese Situation dann tatsächlich mal ein. In meinem Alter denkt man zum Beispiel oft darüber nach, was man tun würde, wenn seine Lebensplanung nach dem Abitur scheiterte. In seinen Gedanken beginnt man, „Ersatzpläne“ aus zu arbeiten, Plan B, Plan C... Man findet

---

<sup>8</sup> nach <http://de.wikipedia.org/wiki/Fantasie> und <http://www.duden.de/definition/fantasie>, Stand Oktober 2010

bereits im Voraus Lösungen für ein mögliches Problem, indem man einfach seine Fantasie spielen lässt und sich in die Situation hineinversetzt, sodass man später nicht im Chaos unvorhergesehener Ereignisse versinkt. Scheitert Plan A, ist man natürlich trotz der Ersatzpläne enttäuscht, aber zumindest weiß man, was zu tun ist. Die Lösungen, die man im Voraus für sich selbst zu finden versucht, müssen aber selbstverständlich logisch sein, da man sie ansonsten nicht in die Realität umsetzen könnte. Insofern findet bei den „Was wäre, wenn...?“-Fragen sogar ein Zusammenspiel von Logik und Fantasie statt, bei dem beide von großer Bedeutung sind und sie unabhängig von einander keine große Hilfe wären. Allerdings ist die Fantasie dominanter, weil man sich ihr bewusst für die Problembearbeitung bedient hat, wohingegen die Logik nur die Folge des Bedürfnisses ist, Fantasie und Realität miteinander zu verknüpfen.

Für das zweite Problemstadium verwende ich das Beispiel der „Projektion“, ein Thema, das ich äußerst spannend finde.

„Projektion“ ist ein Begriff der Psychoanalyse nach Sigmund Freud, der einen Abwehrmechanismus<sup>9</sup> bezeichnet, bei dem man innerliche Konflikte oder Probleme auf andere Menschen „projiziert“. So bezeichnet ein Schüler beispielsweise eine Schulkameradin, die immerzu lächelt, abfällig als blöde Dauergrinserin, die in Wahrheit total verbittert und frustriert sei und damit die Wahrheit verdecken wolle. Eine langjährige Freundin kann aber bestätigen, dass diese tatsächlich ein lebensfroher Mensch ist und deshalb lächelt, womit angenommen werden kann, dass der Schüler eher selbst verbittert und frustriert ist, es aber nicht wahrhaben möchte und diese Eigenschaften ungerechterweise auf seine Schulkameradin projiziert.

Diese unbewusste Projektion ist jedoch eine eher negative Eigenschaft, die auch nicht zu Lösungen von Problemen führt, sondern eher weitere hervorruft, indem man mit falschen Anschuldigungen und Behauptungen nicht mehr gesellschaftsfähig ist und irgendwer keiner mehr mit einem was zutun haben möchte.

Worauf ich viel mehr hinaus möchte ist eine Art bewusste Projektion, bei der man in seiner Gedankenwelt bewusst seine bestehenden Probleme auf eine reale oder irrealen Person überträgt, um abzuwägen, was diese in der Situation tun würde. Ganz nach dem Motto: „Was würde XY an meiner Stelle tun?“. Diese Art von Vorstellungskraft bewirkt, dass man außen stehend über seine eigene Situation urteilen kann. In dem Moment, in dem man scheinbar nicht mehr über seine eigenen Probleme, sondern über die einer anderen Person nachdenkt, fällt es einem leichter, Lösungen zu finden, da das subjektive Empfinden wegfällt. Das subjektive Empfinden kann bei der Lösungssuche zu einem Problem werden, da dieses einen klaren Kopf verhindert. Man ist zu sehr von dem „Oh mein Gott, was soll ich bloß tun? Schnell!“ abgelenkt. Ich denke, dass fast jeder von uns das aus persönlicher Erfahrung kennt. Geht zum Beispiel die Beziehung einer Freundin von uns zu Ende, so kommen wir sofort mit lauter Tipps, wie man sich am besten ablenken oder am Ex-Freund rächen kann. Sind wir selbst die betroffenen, so wissen wir vor Trauer und Wut zunächst gar nicht, was zu tun ist. Würden wir unser Problem aber bewusst auf jemand anderes projizieren, beispielsweise „Was würde das dumme Biest aus der Serie XY jetzt an meiner Stelle tun?“, so fielen uns lauter Ideen und Lösungsansätze ein. Jedoch gilt auch hier wie beim „Was wäre, wenn?“-Beispiel: Eine Portion Logik ist nötig, um die seiner Fantasie entsprungene Lösungspläne in die Realität umzusetzen. Es findet dasselbe Zusammenspiel statt wie auch bei der Prävention durch Fantasie.

Das letzte Beispiel, das ich anführen möchte, um zu beweisen, dass in der Fantasie die Lösung eines Problems liegt, sind Tagträumereien im Allgemeinen. In diesen sucht man nicht bewusst nach Lösungen, sie sind bereits an sich die Lösung vieler Probleme. Tagträume sind normalerweise auch nicht dazu da, um sie in die Realität umzusetzen. In seinen Tagträumen erfüllt man sich Wünsche und Hoffnungen, die

---

<sup>9</sup> nach [http://de.wikipedia.org/wiki/Projektion\\_%28Psychoanalyse%29](http://de.wikipedia.org/wiki/Projektion_%28Psychoanalyse%29), Stand Oktober 2010

es in der Realität nicht gibt und nie geben wird. So ist man dort vielleicht ein Superstar und ganz reich und man stellt sich das immer wieder gerne vor, wenn einem seine eigene Nichtigkeit in der Realität bewusst wird. Ich denke nicht, dass Tagträume nur ein Phänomen von Kleinkindern sind. Auch Erwachsene haben intime Bedürfnisse und Wünsche, die sie dann zumindest in ihren Gedanken ausleben, weil es in der Realität nicht möglich ist. Die Lösung bzw. das Nicht-Vorhandensein eines Problems in seiner Fantasie, in seinen Tagträumen, baut Stress als Problem ab, indem man aus der negativen Realität in eine positive „Traumwelt“ flüchtet und dort gegebenenfalls auch schwerwiegende Ereignisse verarbeitet. Hierbei muss die Logik im Gegensatz zu den anderen beiden Beispielen gar nicht vorhanden sein, weil man seine Gedanken – wie schon oben gesagt – normalerweise auch nicht mit der Realität verbinden möchte.

Ich habe nun also gezeigt, wie die Fantasie in der Lage ist, Probleme zu lösen und als dessen Folge sie verhindert bzw. verringert, verrückt zu werden. Ich habe sie hierbei bewusst ein Stück weit mit der Logik verbunden, um auch deutlich zu machen, dass das angebliche Gegensatzpaar Logik und Fantasie eher aufeinander aufbaut, als sich im Wege steht. Ich meine, selbstverständlich haben auch Mathematiker Fantasie und Vorstellungsvermögen. Die „Geheimformel“ für das Lösen von einem mathematischen Problem ist nämlich, es sich mithilfe der Vorstellungskraft anschaulich zu machen. Das ist es nämlich, woran „Normalos“ meistens scheitern: Sie können sich einfach nicht vorstellen, wo zum Teufel man Grenzwerte in der Praxis, in der Realität anwendet. Das Mathe-Genie, der Grenzwerte entdeckt hat, konnte das bestimmen. Und wer „A Beautiful Mind“ gesehen, der weiß, wie fantasievoll John Nash auf das Nash-Gleichgewicht gekommen ist – jetzt mal unabhängig davon, dass er aus was für Gründen auch immer schizopren ist.

Nichtsdestotrotz möchte ich nicht abstreiten, dass die Mauer, die verhindert, Fantasie und Realität krankhaft nicht mehr auseinander halten zu können, leicht zu überwinden ist. Es fehlt oftmals nicht viel, um von seinen Tagträumen auf die Realität zu schließen, sodass man auch in Wirklichkeit glaubt, man könne trotz Adipositas bei „Victoria's Secret“ modeln. Aber das ist bestimmt eher selten der Fall, wenn man den Prozentsatz der Menschen, die Tagträume haben (nämlich meiner Meinung nach alle) mit dem derjenigen vergleicht, die unter Realitätsverlust leiden.

Letztendlich muss aber auch jeder für sich entscheiden, wie er seine Probleme löst, ob mit Logik, Fantasie oder beidem. Ich löse Probleme sowohl mit Logik, als auch mit Fantasie. Logisch – sonst würde ich nicht die These dieses Essays vertreten.

## **Jorinde Beckmann (Rosa-Luxemburg-Gymnasium)**

Nach den Ergebnissen des *Bundes-Gesundheitssurveys (2004)* erkrankt etwa jeder dritte erwachsene Deutsche im Laufe eines Jahres an einer psychischen Störung. Das sind über 16 Millionen Menschen. Doch woran liegt es, dass diese Krankheitsart, in der heutigen Zeit, zu einer Volkskrankheit geworden ist?

Das oben aufgeführte Zitat bietet einen Erklärungsansatz für diese Frage.

Es liegt wohl in der Natur des Menschen eine ausgeprägte Fantasie zu besitzen, die im Laufe des Lebens jedoch unter anderem von gesellschaftlichen Normen und Werten zurückgedrängt wird. Wenn man also einem Kind freie Zeit zur Verfügung stellt, wird es sich höchstwahrscheinlich, problemlos die tollsten und irrsten Geschichten ausdenken können.

Je älter ein Kind allerdings wird, also desto mehr man es in Normen- und Wertevorstellungen involviert und es mit gegebenen, als wahr oder unwahr bezeichneten

Tatsachen konfrontiert, desto mehr verliert sich die Fantasie und desto mehr steigt der Wunsch nach klarer, strukturierter Leitung.

Der erwachsene Mensch, der nun also einen Beruf ergreift, der ihm in allen möglichen Formen vorschreibt, was richtig oder falsch ist, und der eine klare Regelstruktur besitzt, wird seiner Kreativität und Selbstentfaltung beraubt.

Ist es denn dann nicht selbstverständlich, dass man auf die dauerhafte Reduzierung seiner natürlichen Lebensform mit psychischen Schädigungen reagiert?

Die Logik, auf die sich Cohen bezieht, sieht er als einen Teil der fantasieberaubenden Faktoren. Sie besitzt eine klare Definition, was logisch als wahr oder falsch zu bewerten ist und ist in sich schlüssig, deren Tatsache er nicht abstreitet, jedoch wirft er die Frage nach den Auswirkungen der ausschließlich logischen Denkvorgänge auf die psychische Konstitution eines Menschen auf.

Nehmen wir einmal an, dass man, wie der typische Mathematiker oder Bankangestellte, die Welt und alles, was dazu gehört, also soziale Interaktionen, Selbstfindungsprozesse, moralische Fragen ect. pp., mit der Logik zu erklären versucht.

Wie kann man dann realistische Entscheidungen mit einem komplett rationegesteuerten Prozess fällen? Unser Leben ist durchwirkt von Emotionen, da wir eben in unserer natürlichen Form ein emotionsgesteuertes und nicht rational-gesteuertes Wesen sind. Kann ich meine Partnerwahl, um nur ein Beispiel zu nennen, rational steuern? Und wenn ich es versuche, stoße ich dann nicht an meine menschlichen Grenzen?

Definitiv wäre es komplett unmöglich, das Gefühl der Liebe durch logisches Abwägen von Vor- und Nachteilen auf eine betreffende Person zu projizieren. Nicht umsonst ist gerade das Thema Liebe eines der schwerst erklärbaren und durch und durch emotionalen Gebiete. Trotz allem sieht ein Großteil der Menschen ebendieses als die Lebensessenz überhaupt. Versuchen wir also, den für uns bestpassendsten Partner logisch auszuwählen, wird es schwer in einer solchen Beziehung glücklich zu werden, da das subtile Gefühl der tiefen Liebe nicht durch einfache rationale Gründe entsteht. Und unterbindet man die Möglichkeit glücklich zu werden, durch dauerhafte rationale Reflektion, ist die Gefahr groß, in ein seelisches Ungleichgewicht zu geraten.

Ein weiterer Problempunkt der logischen Denkstrukturen ist die Abstraktion und die daraus resultierende Wirklichkeitsferne, mit der der Mensch konfrontiert wird. Ein Mathematiker zum Beispiel, der mit Zahlen rechnet, die nicht existieren, oder ein Bankangestellter, der Kontobewegungen überwacht, deren Existenz nur im Abstraktum liegt, beschäftigt sich mit Gegenständen, die komplett außerhalb seiner selbst liegen. Er vernachlässigt sein Innenleben, ist so gesagt nicht mehr bei sich selbst, und wird sich so von seiner menschlichen Natur entfremden und abnormales Verhalten an den Tag zu legen, also verrückt werden.

Betrachtet man das Wort „ver-rückt“ genauer, bezeichnen die zwei Wortteile eben diese Entfremdung von der eigenen Art. Es ist ein Verrücken, ein Verschieben des normalen menschlichen Verhaltens in pervertierte Muster, das meist aufgrund der fehlenden Freiheit zur natürlichen Selbstentfaltung geschieht.

Cohens Zitat besagt, dass logisch-denkende Menschen, schneller „ver-rückt“ werden(!) können als freischaffende Künstler.

Wenn man das Verrücktwerden im Sinne von der passiven Form „ver-rückt werden“ betrachtet, suggeriert dies, dass man durch etwas „verschoben“ wird, wie ein Gegenstand, der einen neuen Platz erhält. Dahinter steckt jedoch immer ein aktivausführendes Objekt, das dafür verantwortlich ist, dass der Gegenstand „ver-rückt“ wird. Dies wiederum meint, dass ein Verrücken niemals von einem selbst ausgeführt werden kann, da man eine passive Handlungsrolle übernimmt. Würde man

also seinem natürlichen Wesen treu bleiben und sich nicht einer passiven Position überlassen, also sich nicht leiten lassen, sondern freie Entscheidungen treffen, könnte man allein von der Bildung des Verbs gar nicht „ver-rückt“ werden.

Jeder Mensch, der jedoch ein Leben führt, dass ihn in eine passive Rolle verweist, also beispielsweise ein Mathematiker oder ein Bankkassierer, der nach einem vorgegebenen rationalen, also logischen Muster handelt, wird demnach früher oder später „ver-rückt“ werden.

Wie sieht es nun aber mit Menschen aus, die Berufe ergreifen, die scheinbar keine vorgegebenen Strukturen besitzen?

Betrachten wir dazu Cohens Beispiel: den schaffenden Künstler.

Ein gelungenes Kunstwerk ist dadurch zu erkennen, dass es bei dem Betrachter eine Reihe von Emotionen auslöst. Soll dies passieren, muss auch der Künstler selbst seine Gefühlswelt in das Werk eingearbeitet haben. Doch auch, wenn man annimmt, dass das Ausstellungsstück keinerlei Gefühlsregungen bei dem Publikum hervorruft, muss ihm von seinem eigenen Erschaffer eine Bedeutung beigemessen sein. Denn wer wird ein Künstler, wenn er mit den Werken weder Anerkennung, noch eigene Vorteile erhalten kann?

Ein Künstler gewinnt also durch emotional-gesteuerte Selbstreflexion seine Kreativität, dadurch ist es ihm möglich sein Verhalten ständig an einem psycho-sozialen Kontext zu kontrollieren und zu korrigieren.

Dadurch, dass der Künstler sich selbst abstrahiert und nicht wie der Denker das Abstrakte versucht, an sich selbst zu erklären, muss er vorher zu einer Selbsterkenntnis gekommen sein, der Denker jedoch versucht, von etwas ihm Fremdes auf sich selbst zu schließen. Hierbei kann ihm schnell sein eigenes Ich verloren gehen, während er sich mit „höheren“ Dingen beschäftigt.

Die eigentliche Essenz des Künstlerberufes ist die Schaffensfreiheit und die Möglichkeit Gefühlen Ausdruck verleihen zu können. Es gibt keine Richtlinien, keine Vorgaben, kein Richtig oder Falsch, für die Kunst.

Kunst ist gut, wenn sie jemandem gut tut, ob es nur der Künstler selbst ist oder auch andere Menschen in den Bann ziehen kann.

Der Logiker wird demnach ewig nach rationalen Gesetzen handeln, der Träumer jedoch handelt frei aus dem Herzen heraus.

Der Mathematiker, der Schachspieler, der Bank-Kassierer wird „ver-rückt“ und entfremdet sich vom eigenen Wesen, doch der Dichter und Künstler kann sich selbst verwirklichen und entfalten.

Die psychischen Störungen als Volkskrankheit entstehen also durch die Vielzahl von Richtlinien und Einschränkungen, die den Normalbürger in einem ratio-gesteuerten Beruf von seinem natürlichen Wesen entfremden.

Derjenige jedoch, der sich einen Künstler nennen darf, hat die Möglichkeit uneingeschränkt und fantasievoll zu handeln, nicht „ver-rückt“ zu werden und sich deswegen selbst treu zu bleiben.

## **Karl Garcke (Rosa-Luxemburg-Gymnasium)**

Die meisten Menschen nehmen von Zeit zu Zeit mal ein Schachbrett in die Hand, zumeist aus verschiedenen Beweggründen; manche Menschen wollen ihren Verstand mit dem eines Freundes messen und manche denken, es lässt sie gebildet erscheinen, so wird das Schachspiel beispielsweise häufig in Filmen eingesetzt um die Intelligenz von Personen zu unterstreichen (z. B. in „Thomas Crown ist nicht zu

fassen“). Für den Naturforscher und Philosophen Thomas Huxley ist Schach aber viel mehr als bloße Eitelkeit: „Das Schachbrett ist die Welt. Die Steine sind die Erscheinungen im Weltall, und die Spielregeln heißen Naturgesetze. Unser Gegenspieler bleibt uns verborgen.“ (Absolutes) Schach ist keine Charakterstudie sondern Aktion und Reaktion innerhalb der vorgegebenen Normen. Schach und die Mathematik dienen in Chestertons Zitat als Synonym für abstraktes logisches Denken, also um das Verstehen von Ursache und Wirkung. Da es keinen wahrhaftigen außerhalb des Spiels liegenden Zweck zu erreichen gilt, nur den die Denkfähigkeit zu üben, wird das lustbetonte Denken zum Selbstzweck. Das Schachspielen ist also gleichzusetzen mit der Ausübung des Verstandes, wie Schopenhauer ihn definiert: Verstand ist die Fähigkeit Ursache und Wirkung zu erkennen. „Schach ist alles. Aber ohne Schach ist alles nichts (Aloi P.)“ Logik ist essentiell, aber auch in der Logik bleibt das eigentliche „Warum/Wie“ verborgen. „Viele sind Schachmeister geworden, keiner jedoch Meister des Schachs“ (Dr. Siegbert Tarrasch, dt. Großmeister).

„Für jede rein gleichförmig sich wiederholende Bewegung, welche keine geistige Tätigkeit erfordert, wird mit der Zeit eine Maschine erfunden; dem Menschen bleibt mehr und mehr die rein geistige leitende und künstlerische Tätigkeit.“ (Gustav Schmoller) In der Kunst wendet sich der Künstler sich selber zu. Er verarbeitet sich selber in Form von Kunst. Selbst der realistischste aller Maler interpretiert und hält so einen Teil von sich selbst auf der Leinwand fest. Nun ist Kunst aber mehr als reine Selbstverwirklichung im oberflächlichen Sinne. Wie Michael Haneke sein Kunstverständnis in einem Interview formulierte: „Wenn man nicht verletzt wäre, würde man sich nicht mit Kunst befassen. Dann würden wir alle im Gras liegen und uns die Sonne auf den Bauch scheinen lassen. Wer etwa produziert, der tut das, um zu etwas zu kompensieren.“ Mit der Kunst geben wir unseren Traumata eine ästhetische Form und bringen einen Funken Harmonie in das unerbittliche Chaos. „Kunst (,welche um wirklich Kunst zu sein immer der Genauigkeit als Wertemaß verpflichtet ist‘) ist ästhetische Emanzipation gegen den Status quo, gegen das Chaos.“ Und obwohl auch in der Kunst die große Frage nach dem übergeordneten „Warum“ nicht geklärt wird, bleibt der Beitrag der Kunst zum menschlichen Seelenfrieden/Glück hier unangefochten. Folglich werden die Dichter nicht verrückt; ob es sich aber mit den Schachspielern und Mathematikern anders verhält bleibt noch zu klären. Da „Verstand laut Schopenhauer die Fähigkeit Kausalität zu erkennen beschreibt, ist es widersprüchlich, dass ein Schachspieler, sich der Logik/des Verstandes bedienend, diesen im wörtlichen Sinne verliert.

Allerspätestens seit 1996, als der Schachcomputer Deep Blue den amtierenden Schachweltmeister Garri Kasparow in einer Partie mit regulären Zeitkontrollen schlug, ist klar, dass eine Maschine ein Schachspiel besser berechnen/spielen kann als der menschliche Verstand, trotz aller Schachpsychologie und anderem, was in das Spiel reinromantisiert wurde (The Morals of Chess von Benjamin Franklin z. B.). Es ist ein Spiel, das den Horizont abstrakter Logik, wie sie auch von Maschinen angewendet wird, nicht übersteigt. Schach mit seiner erstaunlichen Logik und mathematischen Exaktheit und Mathematik selbst sind also hervorragende Treibmittel für den Verstand / das Logikverständnis, beschränken sich aber auch auf den(das)selbe(n). Sie bilden ihre eigene Welt der Logik, aber auch nur der Logik, in der man sich aufgrund der nicht zwingend geforderten Selbstreflexion verlieren kann, also verrückt werden kann?

Die Frage ist, was „verrückt sein“ überhaupt heißt. „Der wahre Künstler stellt sich die Frage gar nicht, ob sein Werk verstanden werden wird oder nicht.“ (Adalbert Stifter). Die Nicht-Verstehenden würden ihn wahrscheinlich für verrückt erklären.

Die Gefahr des „Verrücktwerdens“ liegt insofern in der Logik, dass ihr die Illusion nahe liegt, sie könne alle Fragen der Erkenntnistheorie beantworten. Nur lässt sich die Logik letztendlich nur logisch mit der Logik selbst begründen, man endet also in einem Zirkelschluss. Wenn man sein Leben auf das Schachspielen (die Logik) be-

schränken würde, man also zum absoluten Schachspieler würde, käme man zu der Einsicht der kompletten Sinnlosigkeit/Perspektivlosigkeit des eigenen Unterfangens (das könnte einen schon deprimieren). Man wäre in einem Sinne verrückt, in dem man sich offensichtlich selbst der Möglichkeit der höheren Erkenntnis/des Glücks beraubt.

Ein ähnliches, scheinbar glückloses, Schicksal wurde Sisyphos zuteil, als ihn die Götter dazu verurteilten, einen schweren Stein einen steilen Hang hinaufzurollen, von dessen Gipfel der Stein ihm entgleiten und von selbst wieder hinunterrollen würde. Diese sinnlose, unnütze Arbeit wurde von den Göttern als die schrecklichste Strafe empfunden, die man einem Menschen auferlegen könnte.

Der Schriftsteller und Philosoph Albert Camus sieht Sisyphos allerdings als Sinnbild für den aktiven auf sich gestellten, sein, dem des Sisyphos ähnelnde, Schicksal überwindenden Menschen. Nach Camus befindet sich der Mensch in einer absurden Situation, seine nach einem Sinn bzw. sinnvollen Handeln sehnsüchtige sinneswidrige, da zum Tode verurteilte Existenz in dieser sinneswidrigen Welt. Seinen Rat-schlag zum Umgang mit der Absurdität gliedert er in drei Stufen: Ihre Erkenntnis, ihre Annahme und die Revolte. Dem Tod als eigentlichen Grund der Absurdität könne zwar kein Mensch entfliehen, aber die Revolte gegen das Absurde, die auf An-nahme des Absurden folge, gebe dem „absurden Menschen“ die Möglichkeit sich selbst zu verwirklichen und, allerdings temporär begrenzte, Freiheit zu finden. Sisyphos, dessen beharrliches, wahrhaftig zweckloses Tun, in seiner Sinnlosigkeit dem des Schachspielers/Mathematikers gleicht, im vollen Bewusstsein der Unmöglichkeit einen Sinn zu entdecken, sucht unaufhörlich weiter, er revoltiert.

Auszug aus „Le mythe de Sisyphe“ von Camus:

„Darin besteht die verborgene Freude des Sisyphos. Sein Schicksal gehört ihm. Sein Fels ist seine Sache. [...] Der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung hört nicht mehr auf. Wenn es ein persönliches Geschick gibt, dann gibt es kein übergeordnetes Schicksal oder zumindest nur eines, das er unheilvoll und verachtenswert findet. Darüber hinaus weiß er sich als Herr seiner Tage. In diesem besonderen Augenblick, in dem der Mensch sich seinem Leben zuwendet, betrachtet Sisyphos, der zu seinem Stein zurückkehrt, die Reihe unzusammenhängender Handlungen, die sein Schicksal werden, als von ihm geschaffen, vereint unter dem Blick seiner Erinnerung und bald besiegelt durch den Tod. Derart überzeugt vom ganz und gar menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ein Blinder, der sehen möchte und weiß, dass die Nacht kein Ende hat, ist er immer unterwegs. Noch rollt der Stein. [...] Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jeder Gran dieses Steins, jedes mineralische Aufblitzen in diesem in Nacht gehüllten Berg ist eine Welt für sich. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos(/den Schachspieler) als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ (Albert Camus)

## **Emanuel Rapsch (Gymnasium Steglitz)**

Ein philosophischer Essay über den Sinn der Logik

### **Über den Sinn der Logik**

Das wahrlich blödeste erkenntnistheoretische (und man könnte sagen: praktische) Verhalten ist dasjenige, wessen sich Martin Cohen, zumindest bei der zitierten Aussage bedient und welches darüber hinaus wohl die beliebteste aller Arten zu diskutieren, also Aussagen auszusprechen, auf dass andere darüber sinnieren, ist. Die gegebene Aussage zeugt von einer doch erschreckend unkritischen Benutzung der

Begriffe. Die „Logik“ ist an sich klar, bloß was soll sie sein in Relation zum Subjekt, dem Bewusstsein, ja was ist das Subjekt denn überhaupt? Dies gilt analog für die „Fantasie“.

Es ist dem Leser offensichtlich, dass ich nun aufgrund des oben Gefragten behaupte, dass Cohen bei aller Unkritik sich logisch zu weit aus dem Fenster lehnt - unter gewissen, noch zu nennenden Voraussetzungen, welche Cohen sicherlich nicht ablehnen würde. Der Inhalt von Cohens Worten ist interessanterweise, dass man besser der „Fantasie“ als der „Logik“ folgen sollte. Ihm nach muss ich also meine „Fantasie“ auf die Aussage anwenden und das Ergebnis entscheidet dann über den Wahrheitswert. Deshalb komme ich nicht weiter, allein Cohens Unlogik zu zeigen, ich muss den Sinn der Logik zeigen, welches ein schwieriges Unterfangen darstellt. Was genau nun „verrückt“ bedeuten soll, ist so nicht zu entnehmen. Ich fordere an dieser Stelle nicht „verrückt“ zu werden, was auch immer das (ver)heißen mag. D.h. Cohen irrt oder ich muss die Logik hinter die Fantasie stellen, was Cohen fordert. Diesen Satz kann ich aber nur unter der Voraussetzung der Logik bilden. Wiederum kann ich die vorherige Aussage auch nur unter der Voraussetzung der Logik entwickeln usw. Wer genau hinsieht, weiß, dass dies sogar für alles Gesagte gilt, auch für Cohens Spruch; welcher beinhaltet, dass die Logik nicht gelten sollte. Man muss sich an dieser Stelle auch verdeutlichen, dass die Logik eine Strenge erfordert, d.h. entweder eine schier pedantische Logik oder gar keine (denn wenn Logik nicht pedantisch ist, gibt es kleine Widersprüche, die das ganze Konstrukt zerstören, da ja e falso quod libet gefolgert werden kann...).

Ich möchte im Folgenden die Logik in der dem Menschen gegebenen Welt, oder auch Vorstellung, genauer betrachten, um ihren Sinn, wie oben angedeutet, zu zeigen. Dies geht natürlich nicht einfach so durch Aus-dem-Ärmel-Schüttelei, sondern bedarf einiger gründlicher Überlegung.

Ich will nun alles verlassen, was ich ausgesagt habe und versuche *alles* von vorne „aufzukrempeln“. Ich gehe sogar soweit, mich, das Ich, fortzuwerfen. Nun ist die Erkenntnis: Da ist eine Welt!

Die Welt ist alles, was da liegt, existiert. Also auch die Fantasie, das Gefühl etc. Zu ihr gehören alle Dinge und all ihre Attribute. Die Welt ist Wissen, welches aus vielen kleineren Wissensmengen besteht, sog. Aussagen. Sie bestehen aus Subjekten/Objekten, den Dingen, und Prädikaten, den Attributen, und sind verbunden durch Junktoren, in diesem Fall ist es das „und“, wie es genannt wird. Alle Aussagen zusammen, die Welt selbst also, sind natürlich in der Welt und gleichzeitig ist jede einzelne Aussage in der Welt. (Später, wenn die Äquivalenz da ist, kann dies in einen Zusammenhang gebracht werden, und die Konjunktion kann als solche definiert werden.)

Die Verwendung des Passivs im vorletzten Satz war ein wenig verlogen. Wie der Leser sieht, ist die Welt als Gesamtheit auch Objekt, und dafür werden „Bewusstsein“ und „wissen“ wie folgt definiert: Das Bewusstsein weiß die Welt. Nun denke man nicht, das Bewusstsein sei außerhalb der Welt eine feste unveränderliche Idee, nein auch das Bewusstsein ist eine Erfindung in der Welt, gewissermaßen erfindet sich das Bewusstsein selbst.

Das Bewusstsein definiert nun gewisse Dinge aus der Welt als Ich. Tiefer Gehendes führe jetzt zu weit, allerdings ist es einfach für den Autor sprachlich leichter, wenn ihm das Ich zur Verfügung steht.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass als Welt keine reale uns umgebende „Welt“ gemeint ist, von der wir Erscheinungen erfahren, sondern eine einfach dem Bewusstsein gegebene Welt, quasi - für den Realisten übersetzt - nur die Erscheinungswelt, wobei alle apriorischen Rückschlüsse auf die vermeintliche Welt an sich ja wieder in der dem Bewusstsein gegebenen Welt sind, also Erscheinung. Man vergesse das „Ding an sich“ als Ding an sich, es ist nur in der gewussten Welt ein Phänomen wie jedes andere.

Als Nächstes definiert das Bewusstsein die Wahrheit, und zwar ist eine Aussage

wahr, wenn sie in der Welt enthalten ist. Klar ist: von allem, was man ernsthaft weiß, ist man überzeugt im jeweiligen Moment. Insofern ist die Definition sogar recht anschaulich.

Bis zu diesem Punkt wird Cohen mir gefolgt sein müssen. (Freilich beinhaltet der letzte Satz wieder einen logischen Schluss; aber wir werden ja unter gewissen Voraussetzungen sehen, dass er nicht falsch war.) Es ist quasi der Mutterboden aller Erkenntnistheorie. (Die vielen Herren Philosophen haben sich halt noch viel weiter hinaus gewagt...)

Jetzt kommt der entscheidende Schachzug: Ich definiere die Implikation, wobei ich die Konsequenz gleich dem Sinn setze. Die Implikation ist ja: Gilt A, so gilt B. Nun ist B im Allgemeinen der Sinn von A. Der Sinn wird oft als das behandelt, was aus einer Aussage folgen *soll*. Gilt nun die Implikation, dann folgt aus A tatsächlich B, d.h. dann gilt der Sinn, die Implikation ist möglich sinnvoll. (Ein Sinn der Implikation ist also der Sinn als solcher.) Den Umkehrschluss kann man leider nicht machen, wenn er auch intuitiv so klar erscheint.

Ferner erhalte ich (durch Definition) aus der Implikation die Disjunktion und ich kann nun, wie oben angemerkt, die Konjunktion, wie im Übrigen auch die Negation, definieren. Postuliere ich nun die Logik ausgestattet mit all unseren Operatoren, ist die Welt möglich sinnvoll. Möglich sinnvoll heißt: es gibt die Möglichkeit, mittels des logischen Kalküls den Sinn gewisser Aussagen zu erschließen, natürlich nur, wenn man hinreichend nützliche Prämissen hat.

Die Forderung, die Welt solle die Möglichkeit haben, sinnvoll zu sein, kann Cohen nicht ernsthaft negieren. Andererseits würde es mich stark wundern, wenn er mir andere Methoden aufzeigen könnte, den Sinn zu erreichen, als die Logik zu postulieren.

Cohen nennt keine andere Methode. Freilich könnte er einfach den Sinn postulieren, womit er es sich recht einfach machen würde. Andererseits könnte er auch antworten, dass der Sinn ganz und gar unbrauchbar sei. D.h. Wiederum, wie anfangs schon angedeutet, kommt dabei heraus, dass man nichts folgern könne, auch nicht den letzten Satz, was permanentes Kopfzerbrechen zur Folge hätte. Das ist Willkür! Zur Erhaltung des Sinns bleibt also vorerst nur die Postulierung der Logik übrig.

Um zur Fantasie und dem Gefühl ein paar Worte zu entrichten: Sie sind ja Teil der Welt und somit Wissen, sie befinden sich vermutlich bloß in tieferen psychologischen Sphären, die der Logik bei allem doch nicht entbehren. Ich persönlich gestehe, es zu lieben, in ihnen zu tauchen! Durch die Freundschaft zur Logik bin ich nun kein Feind des Fantasierens.

Mit Kummer muss man das stete Gesabbel gegen die Logik unter dem Vorwand des Gefühls ertragen, welches nur eine Flucht vor den eigenen Widersprüchen und Zerrüttungen ist und aus tiefer Angst vor innerem Machtverlust geschieht. Aus diesem Grunde umhüllt sich der Blödist gekonnt mit leeren Worten: Begriffshuren, die jeder vom Namen kennt und nutzt, doch wirklich kennen und verstehen tut er sie nicht, sie sind in jeder Welt nur Vorwand für die eigenen Machtinteressen. Wir handeln im Übrigen sehr wohl logisch, jedoch geben wir es nicht eben der eigenen Macht wegen zu. In den meisten Fällen sind wir einfach nicht in der Lage, genug in uns hinein zu fühlen. So zumindest drängt sich mir das Gefühl bei der Beobachtung der Menschheit ununterbrochen auf.

Übrigens ist die Fantasie dem Mathematiker ein unersättliches Werkzeug, und nicht nur dem Künstler! In diesem Sinne schließe ich mit der kurzen Anekdote, dass der Mathematiker David Hilbert einst antwortete, als er nach einem alten Schüler gefragt wurde, derselbe sei Schriftsteller geworden. Er hätte zu wenig Fantasie<sup>10</sup>).

---

<sup>10</sup> Vgl: Heuser Harro: Lehrbuch der Analysis. Teil 1. 17. Auflage. Wiesbaden 2009. S.14

## **Nachwort**

Damit der Leser dem Autor ein klein wenig näher kommt, sei erwähnt, dass ich sowohl passionierter Mathematiker als auch Pianist bin.

Ich hoffe, dass das vermittelte System dem Leser klar geworden ist bzw. dass dies in vorhersehbarer Zukunft geschehen wird. Zudem würde es mich erfreuen, wenn der Leser diese Schrift weniger als Anklage gegen gewisse „böse“ Leute noch als Anklage gegen ihn allein noch gegen alle außer den Autor sondern - wie zu vermuten - gegen alle erdenklichen wissenden und handelnden Kreaturen, also auch gegen mich verstände.

Man könnte nun glauben, ich wäre ein deprimierter Pessimist, aber so sei es nicht gemeint. Allerdings bin ich auch kein Optimist. Man muss sich nur vor Augen halten, dass diese Anklage nicht in ein offizielles, normales Gerichtsverfahren mündet, welches ein objektives, *gutes* Ergebnis zu Tage fördert.

## **Linn Sanders (Rosa-Luxemburg-Oberschule)**

Doch warum hören wir so oft von Musikern, Theatermachern und Malern, die psychisch erkrankt sind? Beethoven, Kafka, Van Gogh... Aus allen künstlerischen Sparten gibt es unzählige Beispiele.

Es wäre vielleicht leichter zu fragen, welcher Künstler zeitlebens seines Schaffens noch bei klarem Verstand geblieben ist und dessen Leben nicht in der Anstalt oder gar im Selbstmord sein Ende fand.

So kann das o.g. Zitat zunächst einmal befremden und es scheint ein Leichtes, es zu widerlegen. Denn fällt uns auf Anhieb ein Mathematiker oder Logiker ein, der verrückt geworden ist? Da ist direkt eine sehr viel längere Zeit des Nachdenkens von Nöten.

Doch ist es deshalb für dieses Essay interessanter, Gründe zur Bestätigung dieser ausgefallenen These zu finden, als sie einfach mit unseren Alltagserfahrungen zurück zu weisen.

Was bedeutet in unserer Gesellschaft überhaupt „verrückt“. „Ver-rückt“ als Synonym für „nicht am richtigen Platz“ oder „verschoben“. Das „Verrücken“ von Gedanken. Es ist eine andere Art des Denkens, jenseits des Nachvollziehbaren.

Gilbert Keith Chesterton, der Autor des Zitats, ist bekannt für seine oft gewagten, aber selten misslungenen Gedankensprünge und sein Zusammenbringen scheinbar unvereinbarer Ideen, oft mit überraschenden Ergebnissen. In seinen Romanen, Essays und Kurzgeschichten setzte sich der englische Buchautor und Journalist intensiv mit modernen Philosophien und Denkrichtungen auseinander. Bei seinen fiktiven Romanfiguren legt er, im Gegensatz zu anderen bekannten Autoren, seinen Fokus nicht so sehr die äußere Logik des Geschehens und der Handlung, sondern auf die innere Logik und Motivation der Protagonisten, die sich nicht an konventionelle Vorschriften hält.

Etwa zur gleichen Zeit, wie Gilbert Keith Chesterton, lebte von 1889-1950 in Russland ein bedeutender Tänzer, der das Ballett grundlegend geprägt und den modernen Tanz ins Leben gerufen hat: Vaslav Nijinsky. Etwa zu seinem 30. Lebensjahr, in der Blüte seiner künstlerischen Karriere, erkrankte der Tänzer an Schizophrenie. Man hielt ihn für verrückt und brachte ihn in eine psychiatrische Anstalt, wo er die letzten 30 Jahre seines Lebens dahin siechte.

In der Zeit nach seinem letzten öffentlichen Auftritt und vor der Einlieferung in die Geschlossene, verfasste er innerhalb weniger Wochen mehrere Tagebücher, die

sein stetiges Irren zwischen realer Welt und der Welt des Unbegreifbaren widerspiegeln und seinen psychischen Zerfall verdeutlichen. Seine Gedankengänge werden immer schwerer nachzuvollziehen:

*„Der Tod ist unverhofft gekommen, denn ich habe ihn gewollt. Ich habe sechs Monate gelebt. Man hat mir gesagt, dass ich geisteskrank sei. Ich dachte, ich sei lebendig. Ich begriff, dass die Leute den Tod brauchen. Ich bin verödet.“* („Nijinskys Tagebuch“, S. 64)

Doch gelangt er in diesen Reisen durch das verrückte Bewusstsein bis hin zur irrealen Traumwelt zu Erkenntnissen, die keineswegs verwerflich oder direkt von der Hand zu weisen wären, wenn man sich nur auf seine ungewöhnlichen Art des Denkens einlässt und sich von den Konventionen, die unseren alltäglichen Verstand beherrschen, löst.

Die Kunst fordert eine andere Denkrichtung. Sie kann keine klaren und eindeutigen Antworten geben und lässt ihre Rezipienten oftmals ratlos zurück, mit mehr Fragen und Zweifel im Kopf als zuvor. Sie ermöglicht andere Sichtweisen, setzt Dinge in andere kontextuale Zusammenhänge, sodass wir sie anders begreifen können. Kunst ist Interpretation und diese Interpretation ist Kommunikation und Austausch zwischen Menschen mit vielen verschiedenen Meinungen und Einstellungen. Es gibt kein Richtig und kein Falsch, sondern vielmehr ein Abwägen und Betrachten vieler verschiedener Aspekte. Die Fantasie kennt keine Grenzen und darum kann man auch nicht von „verrückten“ Gedankengängen sprechen, im Sinne von „geisteskrank“, sondern „verrückt“ nur im Sinne von „verschoben“, oder „um die Ecke denken“.

Monotonie und Eindimensionalität scheinen dem wachen und gebildeten menschlichen Geist zu widersprechen, doch bieten diese beiden Haltungen eine bequeme Flucht vor dem Ungreifbarem. Vor den Dingen im Leben, die wir nicht erklären können und die Chaos in unsere Gesellschaft zubringen drohen. Um diesen Ausbruch aus dem Gewohnten zu verhindern, setzt der Mensch die *Regeln*. Diese geben uns Halt und Sicherheit und stecken gewisse Grenzen fest, die wir nicht überschreiten dürfen, und meist auch gar nicht überschreiten *wollen*.

Die Mathematik baut auf diesen Regeln und Gesetzmäßigkeiten auf. Logik, als oberstes Gebot, bietet die Voraussetzung für alle Folgerungen und lässt den schlaun Kopf komplizierte Rechnungen nachvollziehen und aufstellen. Wer als Schachspieler die Spielregeln begriffen hat und sein Hirn darauf trainiert, Strategien und kluge Züge zu entwickeln, der wird mit Hilfe der Logik, und auf Grund des festgelegten Ablaufes eines Schachspieles seinen Gegner besiegen können.

Doch nicht nur die Mathematik und die Naturwissenschaften werden von Logik und den durch Regeln festgelegten Grenzen bestimmt. Unsere ganze Gesellschaft baut auf diesem System auf. Das Gesetz, die Politik, die Wirtschaft.... ein Leben ohne Grenzen ist nicht vorstellbar und eine Gesellschaft ohne Regeln keine Zivilisation. Unser Leben ist bis ins kleinste Detail von Regeln und Ordnung bestimmt. Dies ist auch schon an kleinen Beispielen sehen. Zum Beispiel, wenn man die Forderungen und Voraussetzungen für das Schüleressay, was ich gerade schreibe, betrachtet. Zwar soll es ein kreativer und fantasievoller „Versuch“ sein, doch trotzdem hat man sich an eine ganze Reihe von Anweisungen zu halten.

Dabei waren es doch immer die Regeln, die die Hochkulturen zu Fall gebracht haben. Denn Regeln verhindern Veränderungen und Flexibilität. Wenn ein Umdenken an der Zeit ist, dann versagen diese Regeln. Sie lassen sich nicht mehr anwenden und können keinen Schutz mehr vor der Gefahr und der Angst der Veränderung bieten.

Mit mathematischen Formeln lassen sich die kniffligsten Aufgaben lösen, aber auf eine simple Frage über das Wie, Warum und Woher können die meisten Mathematiker keine exakten Antworten geben. Wenn doch alles mal nur so einfach und lo-

gisch wäre wie in der Mathematik!! Dann bräuchte niemand mehr selber seinen Verstand gebrauchen, sondern alle könnten sich mit dem bloßen Nachvollziehen und Befolgen der Regeln begnügen.

Doch was passiert, wenn plötzlich ein Fehler in der Logik auftaucht. Wenn der Mathematiker bemerkt, dass ihm ganz zu Beginn seiner vierseitigen Rechnung ein Vorzeichenfehler unterlaufen ist. Oder der Bankier registrieren muss, dass er sich verkalkuliert hat und dadurch enorme Geldsummen verloren hat. Oder der Forscher feststellt, dass die Erde eine Kugel ist und der Mond ein blöder Pudding (erstes ist schon geschehen, letzteres wird vielleicht bald entdeckt). Dann kann man doch nur noch den Glauben an seinen eigenen Verstand verlieren und verrückt werden.

Alles baut auf der Kausalität auf, aber wo beginnt die Kette? Verfolgt man die Mathematik bis an ihren bitteren Anfang und beginnt man alle Formeln und Zusammenhänge zu hinterfragen, so wird bewusst, dass die Kausalität irgendwann aufhört. Der Ursprung aller mathematischen Logik ist eine Behauptung. Oder eine ungreifbare Zahl, wie Pi. Am Anfang stehen also feste Fakten und Aussagen. Was passiert, wenn wir sie hinterfragen würden?

Wenn wir nichts mehr annehmen könnten und alles anzweifeln würden, würde die Mathematik dann ihre Existenz verlieren?

Wenn man etwas wirklich verstehen will und sich intensiv mit einer Sache auseinandersetzt, dann erfordert das meist ein abstraktes und manchmal unerwartetes, neues Denken. So wie wir es in der Kunst finden können. Künstler versuchen Grenzen zu durchbrechen, beleuchten Dinge von einer anderen Seite und haben Mut, ohne klare Antworten zu erzählen und zu kommunizieren. Dieser Mut zum Weiterdenken fehlt vielen Mathematikern. Sie bleiben auf ihrer Schiene des Denkens und verlieren die Flexibilität des Umdenkens, des Fantasierens und des Träumens in die Unmöglichkeit der Gedankenspiele, wo es keine Logik und keine Kausalität mehr gibt.

Der schaffende Künstler als Vertreter der grenzenlosen, freigeistigen und kreativen Fantasie auf der einen Seite und der Logiker als Vertreter von strukturierenden, systematischen und nachvollziehbaren Gesetzmäßigkeiten auf der anderen Seite. Beide Menschengruppen repräsentieren gedankliche Richtungen. Zwischen diesen beiden Extremen steht vielleicht die Höchstform des Denkens, die beide Arten in sich vereint: die Philosophie.

So kann man die These aufstellen, dass Philosophen die Brücke zwischen Logikern und Künstlern bilden, indem sie abstrakte, unfassbare Gedanken formulieren und verallgemeinern und begründen, die Metaphysik ins Leben rufen und nicht nur eine einzige klare und universelle Antwort geben.

**„Ich bin ein Philosoph, der fühlt“** („Nijinskys Tagebuch“, S. 98)

## **Jakob Weickmann (Rosa-Luxemburg-Oberschule)**

1+1=3

„Das ist falsch.“ Warum? Weil es logisch ist? Nein, es ist falsch, weil die Summe von eins und eins als zwei und nicht als drei definiert worden ist. Diese Definition wurde allgemein vom „Man“ (Heidegger) akzeptiert, wodurch sie zu einer Wahrheit geworden ist. Relevant ist für die folgende Betrachtung allerdings nur, dass es überhaupt falsch sein kann, immer und unter allen Umständen; objektiv einfach falsch.

Martin Cohen schreibt: „Nicht die Dichter, sondern die Schachspieler werden verrückt; Mathematiker verlieren den Verstand und Bank-Kassierer; aber schaffende

Künstler selten. Ich gedenke keineswegs die Logik anzugreifen, ich sage nur, dass die Gefahr des Verrücktwerdens in der Logik liegt und nicht in der Fantasie<sup>11</sup>.

Das Wort „verrückt“ birgt meiner Ansicht nach einige interessante Aspekte. Was genau ist unter „verrückt“ zu verstehen? Das Wort kommt vom Verb „verrücken“ und das bedeutet, dass etwas von seinem eigentlichen Platz weggerückt wurde. Jemand der „verrückt“ ist, ist also geistig nicht dort, wo er sein sollte, sondern versch[r]oben, eben verrückt.

Es würde folglich impliziert, dass der „Verrückte“ einen „richtigen“, einen „eigentlichen“ Platz hat, von dem er entfernt wurde.

Mit der Diagnose „verrückt“ wird also ein Urteil ausgesprochen, das diesem Menschen eine Deplatzierung unterstellt. Doch der Mensch ist Mensch, er ist er selbst. Dieser Mensch hat, wie jeder Mensch, eine eigene Wirklichkeit, die die für ihn geltende und einzig relevante ist. Die Phänomenologie zeigt auf, dass alles Wahrnehmen subjektiv ist und die Symbiose aus Bewusstsein und Wesen eine Wirklichkeit schafft, von der wir durch unser Bewusstsein Teil sind; aber auch nur wir. Da wir uns ohne gesellschaftliche Normen selbst nie als verrückt bezeichnen [lassen] würden und wir über die Wirklichkeit anderer keine Aussage treffen können (anderes Bewusstsein), kann es eigentlich keine Verrückten geben. Warum meinen wir dann trotzdem, dass es welche gibt? Ich vermute, dass einfach die subjektive Wirklichkeit bestimmter Menschen mit unserer eigenen Wirklichkeit interferiert. Ihr Verständnis der Dinge „passt“ nicht zu unserem eigenen. Es ist „verschoben“, bildet keine konstruktive, sondern eine destruktive Interferenz. Doch vielleicht sind auch wir selbst „verschoben“.

Ein anderer Gedankengang Cohens wäre auch möglich. Er benutzt in dem Textauschnitt ein Synonym für „Verrücktwerden“, nämlich „den Verstand verlieren“. Die einzige Funktion des Verstandes sei nach Schopenhauer „Kausalität erkennen“<sup>12</sup>. Verliert man den Verstand, so verliert man folglich das Verstehen von Ursache und Wirkung. Gerade das ist doch bei auf Logik basierenden Aufgaben das A & O. Für den Mathematiker ist der Verstand also unumgänglich; ihn zu verlieren bedeutet seinen Untergang. Cohen ist ja der Ansicht, dass „ausgerechnet“ Mathematiker und Logiker den Verstand verlieren. Möglicherweise liegen Statistiken für solche Aussagen vor, doch bei einer Häufung von Ereignissen schadet es nicht, nach den Zusammenhängen und möglichen Ursachen zu schauen.

Als ich dieses Zitat das erste Mal las, fragte ich mich: „Wieso sollten denn ausgerechnet diejenigen den Verstand verlieren, die ihn am meisten benutzen und benötigen?“

Man könnte meinen, dass es womöglich gerade dieser häufige Gebrauch, diese ununterbrochene Belastung ist, die den Menschen einknicken lässt. Der Mensch ist nun mal Mensch und keine Rechen- bzw. Logikmaschine. Doch ist eine simple Überforderung die ganze Antwort auf die Frage? Müssten dann nicht Künstler mit der Zeit auch ihre Kreativität verlieren? Wird der Verstand durch Gebrauch etwa schwächer? Ich denke nicht. Es muss also noch etwas anderes geben, das die Zusammenhänge treffend erklärt.

Martin Cohen verwendet diesen Begriff allerdings mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, sodass man davon ausgehen kann, dass er unter „verrückt“ etwas anders versteht. Es gibt ja nicht nur die eigene Wirklichkeit, sondern auch noch das „Man“ (Heidegger). Das Man hat auch eine generierte Wirklichkeit inne, welche sich meiner Ansicht nach mit den „gesellschaftlichen Normen“ deckt.

---

<sup>11</sup> Martin Cohen: 99 philosophische Rätsel. München 2005, S.240-241

<sup>12</sup> Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Band 1, Zürich 1977, S.39

Fällt nun jemand aus diesen Normen, so kann er von der Gesellschaft durchaus als verrückt bezeichnet werden.

Der mögliche brauchbare Ansatz scheint, den Fokus weg von der mathematischen (Denk-)Arbeit auf die Einstellung dieser Menschen zur Gesellschaft zu legen. Schließlich sind „Verrückte“, wenn überhaupt, nur durch die Gesellschaft und den damit einhergehenden Abgleich mit den gesellschaftlichen Normen als solche bezeichnbar.

Der Mathematiker ist es in seinem beruflichen Leben gewohnt, dass es Regel- und Gesetzmäßigkeiten gibt, die unumgänglich sind. Doch er muss auch im Leben außerhalb der Mathematik bestehen können. Allerdings lassen sich Gesetze wie die in der Mathematik nicht auf das menschliche Verhalten, auf menschliche und gesellschaftliche Werte übertragen bzw. dort finden. Diese Denkweise entspricht nicht unbedingt der gesellschaftlichen Norm und resultiert in Erwartungen an die Mitmenschen, die nicht erfüllt werden können. Der Mathematiker wird als verrückt abgestempelt.

Doch nicht nur das: wenn man versucht, immer Logik in unserem Verhalten ausfindig zu machen, muss man verzweifeln. Das Individuum alleine handelt schon oft genug irrational, doch der Mensch in der Gruppe ist bar jeder Logik oder Rationalität. Menschen sind nun mal nicht wie die Schachfiguren bestimmten Handlungsregeln unterworfen. Die Menschen sind in ihren Handlungen, Gedanken, Meinungen weitestgehend frei und „unberechenbar“ (im wahrsten Sinne des Wortes).

Albert Einstein schrieb dazu: „Insofern sich die Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit“<sup>13</sup>.

Das trifft ganz gut den Kern der Problematik und beschreibt drastisch die Grenzen, die der Mathematik gesetzt sind. Sie ist zwar überall irgendwie enthalten, doch es scheitert kläglich, wer versucht, Formeln auf den Menschen anzuwenden. Und das, obwohl man sich bei der Gültigkeit der Logik doch eigentlich so sicher war. Doch dass diese recht trügerisch ist, zeigt schon folgender klassischer Trugschluss:

Nichts ist besser als das Himmelreich.

Ein warmes Bier ist besser als nichts.

Folglich ist ein warmes Bier besser als das Himmelreich.

Man kann sich dabei ertappt fühlen, wie man dieser logischen Schlussfolgerung beinahe Glauben schenken möchte. Hier wird mit den ganz einfachen Mitteln des Trugschlusses die Logik ad absurdum geführt. Edmund Husserls Versuch, die Logik unabhängig von der Logik selbst zu stützen, musste ebenso scheitern. Auch Friedrich Nietzsche wusste um die Instabilität der Logik: „Auch die *Logik* beruht auf Voraussetzungen, denen nichts in der wirklichen Welt entspricht, zum Beispiel auf der Voraussetzung der Gleichheit von Dingen, der Identität desselben Dinges in verschiedenen Punkten der Zeit“<sup>14</sup>.

Ohne diese Voraussetzungen ist Logik invalide. Diese Gleichheit, die Nietzsche hier anspricht, mag zwar empirisch aufgetreten sein, jedoch lässt sich nichts über das zukünftige Auftreten der Phänomene aussagen, ohne von einer „Gleichheit von Dingen, der Identität desselben Dinges in verschiedenen Punkten der Zeit“ auszugehen.

Da möchte man doch sogleich an Joachim Ringelnatz denken: „Sicher ist, dass nichts sicher ist. Selbst das nicht“<sup>15</sup>.

Es scheint, als sei der Hauptfehler des Mathematikers das feste Stützen und Vertrauen auf Logik und mathematische „Scheinwahrheiten“, die er zudem noch auf

---

<sup>13</sup> Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung, 1. 1921

<sup>14</sup> Friedrich Nietzsche: Werke I - Menschliches, Allzumenschliches

<sup>15</sup> Joachim Ringelnatz: (Ausspruch)

das soziale Leben übertragen könnte, um sich dann unausweichlich in jener Situation des Verrücktwerdens wiederzufinden, die Cohen in seinem Zitat beschreibt.

Was macht den Unterschied zum Künstler aus, durch den der Künstler vorm Verrücktwerden bewahrt ist? Von Cohen selbst benannt sei es die Fantasie als wesentlicher Unterschied zwischen dem Bankkassierer und dem (schaffenden) Künstler.

Kunst ist frei und vor allem persönlich. Das Kunstwerk entsteht entweder nur durch den Künstler und niemanden, bzw. nichts sonst oder es dient zur Verarbeitung traumatischer Erlebnisse, woran der Künstler in jedem Fall wächst und wodurch er sich selbst verwirklichen kann.

Die Kreativität des Künstlers entscheidet (weitestgehend) allein über das Kunstwerk oder besser, das mit dem Kunstwerk Gemeinte. (Schließlich könnten auch materielle Grenzen gesetzt sein, doch bei einer Betrachtung der Geistesebene stuft ich diese als unwesentlich ein.) Ohne Künstler keine Kunst. Der Künstler verwirklicht sich selbst, seine Person, seine Ideen mit Hilfe der Kunst. Ihm sind keine Grenzen von Seiten der Gesellschaft gesetzt. Das bedeutet auch, dass der Künstler eine gewisse Immunität besitzt. Er kann nicht kritisiert werden, es ist doch Kunst. Kunst kann nicht falsch sein, Kunst muss nicht einmal gefallen. Kunst ist immun und damit das Eigentliche, das dem Menschen in der sozialen Welt noch geblieben ist.

Ganz anders und dazu kontrastierend ist der Zustand des Logikers, respektive Mathematikers. Die Entscheidungen des Logikers und Mathematikers können ganz einfach falsch sein. Ein Künstler schafft etwas - nicht jeder muss es mögen - doch es hat Berechtigung. Der Mathematiker rechnet und überlegt, knobelt und tüftelt und am Ende kann es ganz einfach **falsch** sein. Zudem kann ein Mathematiker nur entdecken, ein Schachspieler aus unzähligen Möglichkeiten eine auswählen, wobei seine Wahl auch eine schlechte sein kann. Die Mathematik ist ein eigenes autarkes System, das auch ohne den Mathematiker besteht. Der schaffende Künstler hingegen schafft neu. Er macht die Kunst um der Kunst willen, um seiner Traumaverarbeitung willen oder um des Ausdrückens willen, doch sie ist nicht bloß Mittel zum Zweck, Gerät.

Wenn das nicht zum Verrücktwerden ist.

## Thema III

III. Oh, hüte dich vor allem Bösen!  
Es macht Pläsier, wenn man es ist,  
es macht Verdruß, wenn man's gewesen.

*(Wilhelm Busch: Die fromme Helene, 1872)*

## Thema IV

IV. Vielleicht würde es viel mehr Sinn machen, einfach unterzugehen, anstatt immer oben zu schwimmen. Wer sagt, dass wir überleben müssen und dass wir alles immer schaffen müssen? Ich meine, wir könnten auch mal alles aufbauen in unserer Gesellschaft nach dem Motto: „*And the looser is ...*“, dass das Verlieren das wirklich Große ist im Leben.

*(Dani Levy, Drehbuchautor und Regisseur, in: Zeit-Magazin vom 31.3.2010.)*

### Miriam Amer (Charlotte-Wolff-Kolleg)

Ja - wie wäre es, wenn dieses Jahr einmal nicht der beste, sondern der schlechteste Essay gewinnen würde? Die Idee gefällt mir immer besser, je länger ich darüber nachdenke. Denn dann müsste ich mir jetzt nicht den Kopf zerbrechen, wie ich es schaffe, die Jury zu beeindrucken. Ich könnte einfach etwas schreiben wie:

Untergehen? Super! Nehmt mich mit! Schwimmen? Mochte ich noch nie; ist so nass. Und welcher Blödmann hat denn gesagt, dass wir alles schaffen müssen? Also ich bestimmt nicht. Ich schaffe nie was. Ich schlafe lieber. Und überhaupt: Geht mir am besten einfach aus der Sonne!

So in der Art könnte ich schreiben und würde es damit vielleicht sogar schaffen, der philosophische Verlierer des Jahres 2010 zu werden. Ich wäre dann Verlierer und Gewinner zugleich, was paradox erscheint, stehen diese beiden Bezeichnungen doch antithetisch zueinander und lassen sich in unserem Kopf nicht wirklich sinnvoll miteinander verbinden.

Ich stelle mir vor, wie es wäre in dieser Die-Verlierer-sind-die-Gewinner-Welt. Dort würde nicht der Held, der das Mädchen aus dem Feuer rettete, gefeiert werden, sondern derjenige, der unten stehen blieb und fasziniert in die Flammen starrte, für seinen feingeistigen Skeptizismus und besondere Gelassenheit.

Das Beispiel zeigt mir ziemlich schnell, dass es doch bestimmt nicht so gemeint sein kann. Dani Levy propagiert sicher nicht Desinteresse und Lethargie.

Vielmehr verstehe ich sein Auf-den-Kopf-Stellen unserer selten hinterfragten Ideale als eine Kritik an unserer krampfhaft auf Erfolg ausgelegten Gesellschaft der Superlative: am reichsten, am schönsten, am beliebtesten...

Und immer ist jemand zur Stelle, der sogar den Superlativ relativiert. So werden wir - zumindest innerlich - die ganze Zeit auf Trab gehalten, damit wir nicht in Verlegenheit kommen, eines Tages ruhig dazusitzen und genau das zu denken, was Dani Levy sich getraut hat, laut zu fragen: Warum eigentlich der ganze Wahnsinn?

Aber der Drehbuchautor geht noch weiter: Er fragt auch, warum wir überleben müssten. Das finde ich ziemlich mutig, denn normalerweise halten wir einen Menschen, der seinen Lebenstrieb in Frage stellt, für psychisch krank und dringend behandlungsbedürftig.

Unsere dualistisch geprägte Gesellschaft akzeptiert nur das, was sie selbst als positiv empfindet, alles so genannte Negative wird abgekoppelt und aus unserem Leben

verbannt, was zur Folge hat, dass „Tod“, „Trauer“ und „Scheitern“ Tabuthemen sind.

„No one likes a sad face!“, singt Maria Mena, eine norwegische Popsängerin, und sie hat Recht; niemand mag ein trauriges Gesicht, weil sich die meisten genau das verbieten, um ja nicht durch das Sieb unserer Spaßgesellschaft zu fallen und noch wichtiger: um funktionieren zu können.

Denn was wäre, wenn durch die Schmerzen anderer unsere eigenen notdürftig zugepflasterten Wunden aufbrechen und der verdrängte Schmerz uns den Atem nimmt? Was wenn wir durch ihn zusammenbrechen und nichts mehr tun können, außer das zu fühlen, was uns beigebracht wurde, nicht fühlen zu dürfen?

Unsere Arbeits- und Kaufkraft wäre auf unbestimmte Zeit nicht verfügbar und das wäre schrecklich für die Nutznießer unserer materialistisch eingestellten Gesellschaft.

Deshalb ist es so wichtig, uns von klein auf auf höchst mögliche Produktivität zu konditionieren, unser Verlangen nach positiver Aufmerksamkeit erst zu schüren und es dann nie ganz zu befriedigen.

Und wenn wir doch einmal durch unglückliche Umstände zur Ruhe kommen, dann ist Plan B schnell zur Stelle: Fernseher, Zeitschriften, Genussmittel, Einkaufskataloge, Alkohol und andere Drogen sind schnell verfügbar, damit wir mit ihnen jeden gefährlichen Gedanken sofort verjagen können.

Ich fühle mich gerade wie ein Verschwörungstheoretiker; dabei versuche ich normalerweise immer, bei mir zu bleiben und die Verantwortung niemand anderem aufzuladen. Und neigt der Mensch nicht von sich aus zu dem, was ihm angenehm ist, und, wenn er nicht zu degeneriert ist, zu innerem Wachstum?

Vor einem halben Jahr noch antwortete ich impulsiv auf die Bemerkung eines Philosophielehrers unserer Schule, dass pessimistische Philosophen nicht sonderlich beliebt seien: „Natürlich nicht! Der Mensch strebt doch von Natur nach Vervollkommenung; die Liebe zum Schönen liegt tief in uns verwurzelt. Der Hang zum Destruktivem und Pessimismus sind Zeichen der Verstortheit eines Menschen. Klar, dass sie nicht gemocht werden!“

Wie überzeugt ich davon war! Und obwohl ich mich eigentlich für einen kritischen Menschen halte, ist das Dogma, nur das Positive sei gesund und akzeptabel, erst seit kurzem am Bröckeln. Das mag daran liegen, dass solche Glaubensmuster mit, aus der Kindheit stammenden, Gefühlen übereinstimmen und für uns deshalb schwerer zu enttarnen sind als später indoktrinierte Behauptungen.

Wir konnten nicht im positiven Sinne erwachsen werden, haben einen wichtigen Teil von uns abgetrennt und sind auf der Bedürfnisebene Säuglinge geblieben; unfähig uns selbst die Wertschätzung entgegenzubringen, suchen wir immer wieder Bestätigung im Außen. Dadurch werden wir die idealen Opfer im tagtäglichen Wettkampf des Wahnsinns. Und sogar denjenigen unter uns, die das Ganze mit ihrem Verstand durchschaut haben, fällt es schwer, ihre unbewussten Anteile davon zu überzeugen, weil jene immer den bekannten Weg bevorzugen.

Der Mensch ist ein bequemes Wesen, zumindest der „zivilisierte“. Wir müssen zur Erkenntnis regelrecht gezwungen werden. Und jemand, der sagt, dass es vielleicht viel mehr Sinn machen würde, einfach unterzugehen, der schaut entweder mit einem ziemlich großen Abstand auf das Leben oder sein Lebenskonzept wurde zertrümmert.

Ich stelle mir vor, dass so jemand zuvor ein Spitzenschwimmer war, eine Kämpfernatur, für den nur das Gewinnen zählte, jemand, der panische Angst davor hatte unterzugehen oder zu verlieren. Und dann passiert etwas, entweder das, was wir Unglück nennen, oder auch ein Zusammenbruch des Körpers und der Nerven. Und es geschieht, was er so fürchtete: Er entgleitet sich selbst und verliert jedes Gefühl

von Kontrolle, das ihn sein ganzes Leben zusammengehalten hatte. Nun sieht er auf sich selbst, als wäre er nicht mehr er, sondern jemand von ihm selbst Losgelöstes und doch unglücklicherweise mit ihm Verbundenes.

Zum ersten Mal nimmt er sich ohne seine sorgfältig erbauten Schutzmauern wahr und das schwache Etwas, das er da sehen muss, stößt ihn ab, widerspricht allen Selbstkonzepten, die er sein Leben lang von sich als erfolgreicher Mensch gemacht hatte. Zum ersten Mal nimmt er den aufgestauten Selbsthass, seine unterdrückte Angst, Wut und Trauer wahr. Durch diese wird er, im wahrsten Sinne des Wortes, *ent-täuscht*; und aufgrund der Heftigkeit seiner negativen Gefühle ermüdet, hat er irgendwann keine Kraft mehr, sich ablehnend gegen sie zu stellen und akzeptiert sie letztendlich als ein Teil, der zu ihm gehört. Er lässt los, und mit diesem Loslassen allen Wollens ist seine Krise endlich überwunden.

Jetzt sieht er die Welt mit neuen Augen; die anderen, ihre Jagd nach dem Erfolg und das Am-Leben-Klammern kommen ihm fremd und unverständlich vor. Und genau dann fängt er an zu fragen: Warum machen wir das alles mit? Wer hat eigentlich gesagt, dass wir immerzu kämpfen müssen?

Mein fiktives Erklärungsmodell für die Aussage Dani Levys, dem zugegebenermaßen durch das Happy End etwas Märchenhaftes anhaftet, ist natürlich nur eines von vielen möglichen. Aber ich glaube, dass die *Krise als Chance* für uns gleichermaßen verweichlichte wie leistungsfixierte Menschen ein unausweichlicher Weg werden wird, unter anderem auch deshalb, weil wir sanftere Wege zur Erkenntnis vergessen und uns unserer Natur entfremdet haben.

So bleiben uns vor allem die Grenzerfahrungen, um unsere eigenen Grenzen zu erweitern.

Denn solange das Leben in seinen geordneten Bahnen verläuft, jeder Tag seine angenehmen Momente hat, die uns für die Plackerei entlohnen, wir Wünsche haben, deren Erfüllung wir uns in der Zukunft ersehnen, solange also unsere Lebensweise einigermaßen funktioniert, werden wir uns hüten, sie in Frage zu stellen.

Der Mensch ist nämlich nicht nur ein Gewohnheitstier, sondern obendrein ein Angsthase, und er fürchtet sich davor, neue Wege zu gehen. Deshalb sind wir bereit, jeden Tag die Anteile in uns, die gesellschaftlich unerwünscht sind, zu verdrängen. Starke Verdrängung kann jedoch lediglich durch etwas noch Stärkeres gebrochen werden.

So müssen viele von uns „auf die harte Tour“ lernen, was jeder eigentlich im Prozess des Erwachsenwerdens hätte erfahren sollen: Freude und Trauer, Erfolg und Misserfolg, Leben und Tod, Wachstum und Zerstörung gehören zusammen. Wir können nicht nur eines akzeptieren und das andere ablehnen.

Und entweder schaffen wir es nachträglich die Paradoxa des Lebens in uns zu integrieren, oder wir gehen unter, ohne wieder hochzukommen - wir scheitern und zerbrechen. Ich frage mich, ob Dani Levy auch dieses vollkommene Zerbrechen als das wirklich Große im Leben bezeichnen würde. Das wäre außergewöhnlich und strapaziert meine Vorstellungskraft aufs Äußerste. Wir nehmen gebrochene Menschen nur als bemitleidenswertes und abschreckendes Beispiel wahr. Wir meinen zu sehen, dass es für sie nichts Großes mehr gibt, im Prinzip gar nichts mehr gibt, und betrachten sie als seelisch tot, was durch den Gegensatz zur körperlichen Lebendigkeit dann besonders erschreckend erscheint.

Meine eigene Erfahrung sagt mir, dass das Scheitern erst nach dessen Überwindung als etwas Großes beschrieben werden kann - also eigentlich die Überwindung des Scheiterns gemeint ist. Solange man sich in der Krise befindet, ist sie zwar groß, aber nicht im Sinne von großartig - und so habe ich Dani Levy verstanden - sondern im Sinne von schrecklich vereinnahmend, weil sie uns selbst ganz klein werden lässt.

Deshalb kann ich den letzten Satz Dani Levys nicht wortwörtlich verstehen. Und seine Formulierung: „... *anstatt immer oben zu schwimmen, dass wir alles immer schaffen müssen...*“ lässt mich vermuten, dass auch er nicht grundsätzlich fürs Scheitern plädiert. Die Betonung liegt auf dem Wort *immer*.

Und hier heißt die Antwort: Nein - müssen wir nicht! Vielmehr ist es unsere Aufgabe, uns mit unseren Schwächen zu akzeptieren und lieben zu lernen.

Es sollte aber nicht zum Selbstzweck werden: Das Scheitern um des Scheitern Willen. Ich fände es falsch, nun anstelle des zwanghaften Steh-auf-Männchens ein depressives Geh-unter-Männchen zu platzieren. Extreme können höchstens ein Weile zur Wiederherstellung des Gleichgewichts gesund sein. Zwanghafte Zyniker und Pessimisten leben nicht besser als chronische Optimisten und Schönredner!

Da ist es wieder: das „positiv“, „gesund“ und „besser als“! Und egal, wie ich versuche, mich in diesen Tagen zurückzuhalten mit Werturteilen wie gut-schlecht, gesund-ungesund, ich ver falle ihnen immer wieder.

Deshalb belasse ich es dabei:

Niemand muss immer oben schwimmen oder alles schaffen - und überleben werden wir eh nicht. Aber die Zeit, die wir haben, kann ein wunderbares Abenteuer sein, wenn wir lernen in dem Bewusstsein zu leben, dass wir nicht müssen. Erst dann ist endlich Raum für das Wollen, das auch das Nicht-Wollen kennt und das niemanden mehr von außen benötigt, der unseren Willen stillt. Genau dahin kann uns das Scheitern führen und damit zu einer existentiell wichtigen Erfahrung werden.

## **Rahel Barra (Rosa-Luxemburg-Oberschule)**

Die Oscar-Verleihung, der eine Tag im Jahr, der zu lebenslangem Ruhm führen kann. Stellen wir sie uns vor: Das ganze Publikum wartet gebannt, während die Nominierten aufgezählt werden. Die Moderatoren nehmen den Umschlag, reißen ihn auf und es ertönt das lang erwartete: „And the loser is ...“ Und das war's dann. Reporter, Fernsehsprecher, Fans, sie alle könnten sich nur über den von der Jury gewählten schlechtesten Film unterhalten. Der Beste bliebe unbekannt und damit irrelevant.

Wie sähe eine Welt aus, in der es das Ziel eines jeden ist, der absolut schlechteste, der größte Verlierer aller Zeiten zu sein? In einer solchen Gesellschaft wäre der größte Verlierer der größte Gewinner. Es wäre also unmöglich, der beste im Verlieren zu sein, ohne deswegen ein Gewinner zu sein. Der wahre Verlierer wäre also derjenige, der am weitesten entfernt wäre vom Ideal, also von dem Verlieren. Somit stünde abermals ein Gewinner an der Spitze der Gesellschaft. Eine Umkehrung der Gesellschaft nach diesem Vorbild, wie Dani Levy es vorschlägt, kann also allenfalls als Wortklauberei bezeichnet werden, eine wahre Veränderung würde sie nicht bringen. Doch nehmen wir die Angelegenheit ein wenig ernster: möglicherweise gibt Dani Levy mit seiner veränderten Gesellschaft einen entscheidenden Anstoß zu der Frage: Wie sähe eine bessere Gesellschaft aus? Um das zu prüfen, versuchen wir uns eine solche Gesellschaft einmal vorzustellen.

Zunächst einmal stellt sich die Frage, wer ist ein Verlierer? Wovon spricht man eigentlich, wenn man Begriffe wie Gewinner oder Verlierer verwendet? Bei einem Fußballspiel ist das schnell geklärt, doch wie sieht es im gesamtgesellschaftlichen Kontext aus? Ist da der Manager der große Gewinner, während der Mann, der von ihm gerade arbeitslos gemacht wurde, einfach ein Verlierer ist? Wenn der Weltmeister Gewinner ist, wie sähe dann ein gesellschaftlicher Anti-Weltmeister aus?

Stellen wir uns nun den Tagesablauf von Hans vor, einem gewöhnlichen Arbeiter, der sein Bestes tut um der Schlechteste zu sein. 8:00 Uhr – Der Wecker klingelt, da er schlecht funktioniert, eine Stunde zu spät. Hans rollt sich aus dem Bett, tappt in löchrigen Socken in die Küche um sich dünnen Kaffee mit ungesundem Süßstoff die Kehle herunterlaufen zu lassen. Während er sich vom schlimmsten Käseblatt misinformieren lässt, verdrückt er das Tage alte, vitaminfreie Toastbrot, das er sich nur für diesen Tag aufgehoben hatte. Denn heute ist ein besonderer Tag: heute muss Hans sich einem Beförderungsgespräch stellen. Wenn Hans seine Glücksträhne von 30 Jahren im selben Betrieb ohne Beförderung weiterführen will, muss er in der schlechtesten Form seines Lebens sein. Doch leider hat er Pech. Es geschieht das, wovon es ihm immer gegraut hatte. Eine Sekretärin teilt ihm mit mitleidiger Miene mit, dass der Chef ihn wegen seiner unheimlichen Motivationslosigkeit, seiner häufigen Abwesenheit und seiner Unfähigkeit, dem Betrieb in irgendeiner Weise nützlich zu sein, dazu berufen hat, den Betrieb zu Grunde zu richten, damit er im internationalen Vergleich möglichst am Boden bleibe.

Hans' Betrieb hat nämlich ein Problem. Alle Banken wollen in ihn investieren, da er immer geringere Erfolgchancen hat. Der Chef hatte sich darum entschlossen, gewisse Maßnahmen einzuleiten. Angestellte, die am wenigsten Arbeit machten, sollten das meiste Geld bekommen. Wenn einer den Betrieb verließ, so sollte er von nun an eine riesige Abfindung bekommen, je schädigender er für den Betrieb war, desto größer. Auch kaufte der Betrieb nun alle Rohstoffe aus möglichst teuren Herkunftsländern, um zusätzlich hohe Transportkosten zu zahlen und das Image der Firma durch Umweltverschmutzungen zu zerstören. Leider kam trotzdem immer mehr Geld in die Kassen, denn nun hatte auch der Staat seine große Chance gewittert. Milliarden gab er an die Banken, da diese offensichtlich Meister in der Kunst des Geldverlierens waren. Die Banken wiederum waren ständig auf der Suche nach profitlosen Betrieben, in die sie investieren konnten. Die einzige Rettung schien Hans zu sein, der schlechteste Mitarbeiter, den die Firma je hatte.

Hans ist sehr getroffen von seiner Beförderung. Wie würde er das seiner Familie nur sagen? Sie wären mit seiner neuen Position und seinem größeren Gehalt in ihrer alten Nachbarschaft nicht mehr akzeptiert. Die Kinder würden in einer neuen Gegend auf eine neue Schule gehen, die einen besseren Ruf haben würde als die alte. Die Klassen würden kleiner und das Niveau höher sein. Womöglich würde man den Schülern sogar ein gewisses Maß an Mitbestimmung zubilligen. Jeder gescheite Schulleiter und Universitätsrektor weiß natürlich, dass dies mit allen Mitteln zu verhindern ist. Denn es gibt natürlich immer irgendwelche Stümper, die sich dem Streben nach Unzulänglichkeit nicht recht fügen wollen, oder sich gar auf sich selbst besinnen wollen, um ihre eigenen Interessen verfolgen zu können. Dem tritt man an guten, das heißt besonders schlechten Schulen entschieden entgegen. Der Staat ändert beinahe jedes Jahr das Schulsystem, um die Schüler stetig in Übergangslösungen zu lassen, damit sie möglichst verwirrt und damit lernunfähig sind. Studiengänge und Klassen bleiben überfüllt und die Zahl der Lehrer und Professoren wird immer wieder drastisch reduziert. Auch gibt der Staat beinahe kein Geld an Bildungseinrichtungen, obwohl er trotz der riesigen Geldgeschenke an die Banken noch immer keine ausreichenden Haushaltsdefizite hat. Mit einer besseren Finanzierung hätte man das Bildungssystem ruiniert, und das könne man nicht tun, sagt der Bildungsminister, schließlich wären die Betroffenen die hoffnungstragenden Versager von morgen. Hans' gesamte Familie ist durch sein Versagen beim Versagen beeinträchtigt. Die Erfolgchancen der Kinder sind durch den Misserfolg ihres Vaters gemindert.

Gibt es einen essentiellen Unterschied zwischen Hans' Welt und der unsrigen? Nicht wirklich. Der Versuch, die Gesellschaft grundlegend zu verändern, indem man ein Ideal durch ein entgegengesetztes Ideal ersetzt, ist irrsinnig. Ein Ideal wird in jedem Fall von nur wenigen erreicht. Nehmen wir an, dass in der jetzt existierenden

Gesellschaft ein Streben nach Gewinn vorherrschend ist. Der Gewinner – der Oscar-Preisträger, der Top-Manager, der Klassenbeste – ist demnach das Ideal, dem wir so nahe wie möglich kommen wollen. Dass aber nur ein verschwindend kleiner Anteil dieses Ziel tatsächlich erreicht, lässt sich einerseits durch die Beobachtung der Welt um uns herum und andererseits durch Zahlen und Fakten beweisen. So besaß beispielsweise 2009 nur etwa 1% der Weltbevölkerung 38% aller Vermögenswerte weltweit, nach einer Studie der Unternehmensberatung Boston Consulting Group. Das ist, ganz klar, ungerecht. Aber gäbe es eine größere Gerechtigkeit, wenn man das Ganze umkehrte? Wenn man die Armut, in der viele Menschen stecken, zu einer Art Errungenschaft machte? Es gäbe eine größere Konkurrenz um die Plätze am unteren Ende und nur wenige könnten sich dort wirklich einnisten. Da nur wenige erfolgreich in die Nähe des Ideals kommen können, muss die Masse zwangsläufig scheitern.

Wenn wir nur von unserer Gesellschaft, der deutschen oder der europäischen, sprechen, so befindet sich der größte Anteil der Bevölkerung weder am unteren noch am oberen Ende. Die meisten stecken irgendwo dazwischen, vielleicht etwas näher zur einen als zur anderen Seite, doch an einem extremen Pol angekommen sind sie nicht. Das würde sich auch mit einer Umkehrung der Wertigkeit, die jedem Pol zugeschrieben wird, nicht ändern. Die Menschen würden noch immer einem für die meisten unerreichbaren Ideal entgegen streben. Sie würden sich gegenseitig trotzdem aufgrund der Nähe zu diesem Ideal bewerten.

Einzig und allein wenn eine gegenseitige Be- und Abwertung durch gegenseitige Akzeptanz und Selbstbesinnung abgelöst würde, könnte es einen grundlegenden Wandel geben. Aus der Erkenntnis heraus, dass in einer gut funktionierenden Gesellschaft jeder Einzelne, ob Manager oder Klempner, gleichermaßen wichtig und notwendig ist, sollte jeder die gleiche Unterstützung, die gleichen Chancen und eine Möglichkeit zur Teilhabe am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben erfahren. Auf dem Boden gleicher Chancen kann sich durch die unterschiedlichen Fähigkeiten und Interessen der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft eine größere Diversität entwickeln. Durch eine gesteigerte Vielfältigkeit wird eine Gesellschaft zukunftsfähig, weshalb die Vielfalt unterstützt werden sollte, statt durch eine Homogenität des Strebens und dem daraus folgenden Scheitern der Masse ersetzt zu werden. In dem Bewusstsein um die gegenseitige Abhängigkeit liegt der Grundstock für eine gegenseitige Akzeptanz, Toleranz und Unterstützung. Eine Bewertung nach künstlichen Maßstäben führt lediglich zu einer gesteigerten Konkurrenz, aber nicht unbedingt zu einer gesteigerten gesamtgesellschaftlichen Produktivität. Zugunsten der wirtschaftlichen Behauptung eines Betriebes müssen andere scheitern, also ihre Produktion einstellen. Eine höhere Produktivität könnte erzielt werden, wenn es zu einer Zusammenarbeit der unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen käme. Globale Konkurrenz zwingt zu Rationalisierung und somit zu gesteigerter Arbeitslosigkeit. Ohne eine Konkurrenz, die in dem Wohlstand weniger und der Armut vieler mündet, könnte die Wirtschaft optimiert werden. Die Absurdität unserer Welt ist offensichtlich, wenn man die Zahlen der Hunger leidenden neben den preisstützenden Subventionen sieht, die dafür gezahlt werden, dass Bauern ihre Felder nicht bewirtschaften. Statt einer Aufwertung der eigenen Leistung durch die Verringerung der Leistung eines anderen sollte das Ziel die größtmögliche Leistung eines jeden sein, um einen Wohlstand für alle zu erreichen. Dadurch würden mehr Leistungen möglich und es hätte eine Verringerung der Arbeitslosenzahlen zur Folge. Die Menschen könnten nach eigenen Interessen und Fähigkeiten handeln und somit einen Beitrag leisten, den andere nicht bieten könnten. Dani Levy hat recht: Wir müssen nicht alles können, wir müssen nicht alles schaffen, denn ein anderer kann es bestimmen.

Nicht in der Umkehrung von Verlierer und Gewinner, sondern in der Auslöschung dieser Kategorien im gesellschaftlichen Kontext liegt die sinnvolle Veränderung der Gesellschaft.

## Stefanie Beck (Charlotte-Wolff-Kolleg)

Also gut. Ich oute mich. Ich gebe an dieser Stelle einfach mal ganz offen zu, dass ich die Relativitätstheorie an sich nie hundertprozentig verstanden habe – aber mit einem hatte Einstein definitiv Recht: *Alles ist relativ*. Und genau deshalb frage ich mich, wenn ich obiges Zitat Dani Levys lese: Muss es, ja *kann* es denn überhaupt immer Gewinner und Verlierer geben?

Wer legt bitteschön fest, wo in der Hierarchie oben und unten ist? Wer sagt denn, dass wir eine Hierarchie brauchen – ist es nicht vielmehr so, dass die Hierarchie uns braucht? Als Oben und Unten, sozusagen? Soll das alles sein, worum es geht im Leben? Ums Gewinnen oder Verlieren? Und kann mir bitte mal einer sagen, was das eigentlich bedeuten soll? „Verlieren“. „Gewinnen“. Gibt es das – rein objektiv betrachtet – denn überhaupt?

Die Welt ist nicht schwarz-weiß. Zwischen den vermeintlichen Gegenpolen unseres dualistischen Weltmodells – z. B. Gut und Böse, Freude und Trauer, Wahnsinn und Genie, Leben und Tod, Sieg und Niederlage – liegt oft nur ein schmaler Grat, ja selbst Wahrheit ist relativ und hat immer so viele Gesichter wie der jeweilige Sachverhalt Beteiligte hat. Das Leben spielt sich sozusagen in den Grauzonen ab. Und so gehen auch Gewinnen und Verlieren Hand in Hand, sind wie zwei Seiten einer Münze miteinander verbunden: So, wie das eine ohne das andere gar nicht denkbar wäre, ist auch jeder Gewinn mit Einbußen und Verlusten verbunden, während jeder Verlust mit einem Gewinn einhergeht – und sei es nur die Chance auf einen Perspektivwechsel oder persönliches Wachstum an einer Krise.

Es geht nicht ums „Überleben müssen“ und ums „Schaffen müssen“. Es geht überhaupt nicht ums „Müssen“, es geht ums „Wollen“. Denn das wirklich Große im Leben – jenseits von Verlust oder Gewinn – ist der Sinn, der hinter allem steht, was wir tun. Sobald wir den Sinn in unseren Handlungen und Entscheidungen gefunden haben, *wollen* wir und *können* wir leben und schaffen. Er ist es, der unser Leben zu ebendiesem macht: einem Leben. Verlieren wir ihn aus den Augen oder sind wir nicht in der Lage, ihn zu finden, wird unser Dasein zu einer bloßen Existenz, einem Gefängnis aus Routine und Alltagstrott, dem unsere gegenwärtige Gesellschaft zu entfliehen sucht, indem sie Vergnügung und Ablenkung stets in greifbarer Nähe hält und sich Ersatzbefriedigungen verschafft, wie zum Beispiel Alkohol, One-Night-Stands – oder das überzogene Streben nach beruflichem und finanziellem Erfolg.

Wir brauchen ein Ziel, auf das wir unser Leben ausrichten, einen Sinn, eine Bestimmung, einen Grund, morgens aufzustehen. Etwas, das uns erlaubt, immer wieder auf die Beine zu kommen, wenn wir eine vermeintliche Niederlage erfahren oder einen Verlust erlebt haben. Etwas, das sowohl Gewinn als auch Verlust zu Erfahrungen relativiert und allem die Chance auf einen Neubeginn innewohnen lässt.

Gelingt es uns nicht, dies für uns individuell ausfindig zu machen, liegt es nahe, auf gesellschaftliche Ideale zurückzugreifen und sie sich zu eigen zu machen. Haben wir diese Ideale verinnerlicht, beginnen sie, unser Leben zu bestimmen – wir hören auf zu leben und *werden* stattdessen gelebt.

Die wirkliche Herausforderung in unserer Gesellschaft besteht darin, sich selbst zu finden. „Wer einmal sich selbst gefunden hat, der kann nichts auf dieser Welt mehr verlieren.“, wie Stefan Zweig feststellte. Und im Grunde hat er Recht: Nur wer ehrlich zu sich selbst ist, hat die Möglichkeit, sich zu entfalten, seine Fähigkeiten und Talente zu entdecken und über sich hinauszuwachsen. Am Ende eines Tages in den Spiegel blicken zu können und zu wissen, dass man stets man selbst war, so gut es ging, ist das wirklich Große, steht jenseits von Sieg und Niederlage.

Und ist es so gesehen nicht gewissermaßen eine Form von Scheitern, sich der Leistungsgesellschaft anzupassen und sich ihren Idealen zu unterwerfen? Indem wir das tun, verlieren wir den Blick fürs Wesentliche, für die wirklich essentiellen menschlichen Werte wie Liebe, Toleranz, Altruismus, Wahrheit und Ehrlichkeit.

Erst wenn wir aufhören, den uns vorgelebten Idealen nachzueifern, und beginnen, diese in Frage zu stellen, erst indem wir uns von diesen Idealen lösen, erlangen wir die Freiheit, unser wirkliches Selbst zu entdecken und uns zu verwirklichen.

Einfach mal loslassen, „Nein“ sagen und sich nicht über gesellschaftliche Ideale definieren lassen. Einfach mal die Angst vor dem „Verlieren“ vergessen und sich fragen „Was will ich wirklich?“, Verantwortung für sich selbst und sein Leben übernehmen – auch wenn dies alles andere als „einfach“ erscheint und ganz bestimmt nicht der bequemste Weg ist. Denn was bringt es, stets den Weg des geringsten Widerstands zu gehen, immer mit dem Strom zu schwimmen – am besten auch noch ganz oben – und am Ende festzustellen, dass man da, wo man gelandet ist, nie hinwollte?

Sich-fallen-lassen erfordert Mut: Mut, sich auf unbekanntes Terrain zu begeben, anzuecken und an seine Grenzen zu stoßen. Doch erst, wer seine Grenzen kennt, hat die Chance, diese zu überschreiten. Erst, wer sich seiner Angst vor dem Unbekannten stellt, kann zu neuen Erkenntnissen kommen und an diesen wachsen. Und nur, wer keine Angst hat, aus dem Rahmen zu fallen, kann sich selbst finden.

Erst, wer gelernt hat, zu „verlieren“, d. h. loszulassen, hat gelernt, das zu schätzen, was er hat. Erst wer gelernt hat, loszulassen, kann lernen, zu vergeben, ehrlich zu lieben und den Moment zu leben. Denn wer dem Glück verbissen nachjagt, ist blind für die kleinen Freuden, die schönen Augenblicke, von denen jeder einzelne Tag so viele besitzen kann. Wer sich scheut, unterzutauchen und unter die Oberfläche zu blicken, beraubt sich der Chance, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen.

Sich den gesellschaftlichen Maßstäben und Erwartungen zu fügen und ihnen zu genügen erscheint so viel leichter als gegen den Strom zu schwimmen und dabei das Risiko in Kauf zu nehmen, unterzugehen. Und doch müssen wir uns vor Augen halten, dass gerade das, was gesellschaftlich als „Gewinn“ oder „Erfolg“ anerkannt ist, oder das Streben nach den gesellschaftlichen Idealen, für uns persönlich den größten Verlust beinhalten kann: den Verlust unserer Individualität, unserer Selbstachtung oder der Möglichkeit, uns frei zu entfalten.

„Verlieren“ hingegen kann uns erlauben, unsere Grenzen zu überschreiten, über uns hinauszuwachsen, oder loszulassen und komplett von vorne anzufangen. Es kann uns helfen, zu uns selbst zurückzukehren, unser wahres Selbst, ehrlich und ungeschminkt, zu entdecken und uns wieder auf unsere eigenen Ziele und Bedürfnisse zu besinnen. Es birgt die Chance, den Sinn im Leben zu finden und (aus der Bewältigung der Krise) neues Selbstbewusstsein und Vertrauen zu schöpfen.

Die Fähigkeit, im richtigen Moment loslassen zu können, ist mindestens genauso wichtig wie Zielstrebigkeit und Entschlossenheit. Sich von Verlusten nicht beirren zu lassen, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne sich dabei an anderen zu messen, und den Mut aufzubringen, einfach ehrlich zu sein, Gefühle als Zeichen von Stärke zu betrachten und dabei auch Negatives nicht zu verdrängen – darin liegt wahre Größe. Zu akzeptieren, dass nichts selbstverständlich ist, kann uns helfen, uns an dem zu erfreuen, was wir haben, und ist somit eine wesentliche Voraussetzung für Zufriedenheit und Glück.

Die Welt ist nicht schwarz-weiß. Und überhaupt: Wir müssen uns bewusst machen, dass sowohl „gewinnen“ als auch „verlieren“ eine subjektive Wertung darstellt. Wer sagt denn, dass es Gewinner oder Verlierer geben muss? Wer gibt uns das Recht, zu urteilen? Schließlich ist jeder Mensch einzigartig und besitzt individuelle, ihm eigene Gaben, Fähigkeiten und Talente. Worin der eine glänzt, daran scheitert der andere. Wir alle sind einmalig und auf unsere eigene Art und Weise außergewöhn-

lich. Jeder von uns ist anders. Diese Tatsache entzieht jedem Vergleich die Basis und lässt ihn hinfällig werden, sie macht es unmöglich, „Gewinnen“ und „Verlieren“ zu definieren. Keiner ist perfekt – und genau das ist es doch, was uns so vollkommen macht: so vollkommen *menschlich*.

## **Dennis Brötzmann (Charlotte-Wolff-Kolleg)**

Um sich dieser Frage zu stellen, sollte man zuerst die Begriffe „Gewinner“ und „Verlierer“ klären. Das Wort „gewinnen“ kommt ursprünglich von „sich mühen, durch Mühe erreichen“ und „verlieren“ von „lösen, befreien“.

Der Gewinner müht sich also, erreicht sein Ziel durch Mühe und der Verlierer hat sich gelöst und ist befreit.

Er ist also frei und somit gelöst oder auch abgelöst von der Mühe, die ihn Dinge erreichen lässt.

Warum ziehen wir also das Gewinnen dem Verlieren vor?

Warum Mühe aufbürden, wenn man auch frei sein kann?

Das Gewinnen kann nur durch das sich Bemühen stattfinden. Entwickelt man eine Art Ehrgeiz und ein Interesse im heidegger'schen Sinne, dann sollte sich idealerweise auch der Gewinn einstellen. Die Momente des Gewinnens und des Ruhmes sind trotz allem meist nur kurzlebig und sehr schnell muss ein neues Ziel her. Hierüber kommt man zu der Frage, ob sich das Gewinnen überhaupt lohnt, wenn das Gewonnene und das damit verbundene Hochgefühl so flüchtig ist, dass dieses, um es nochmals fühlen zu können, einem weiteren Aufbürden von Mühe bedarf.

Vielleicht ist es also gar nicht das Gewinnen an sich, was uns so sehr in den Bann zieht, sondern eher der Weg dahin. Ähnlich, wie ein Lottospieler in der Lage ist, sich mit einem einzigen Schein ein riesiges Luftschloss zu finanzieren, dort bis zur Ziehung zu verweilen, um danach das nächste zu ergattern. Hier geht es ebenso wenig um den Gewinn an sich. Es geht um den Weg.

In mehr oder weniger zweifelhaften Lebensratgebern heißt es, dass der Weg das Ziel ist und hier mag dies, wenn auch etwas anders ausgelegt, stimmen.

Bei der Mühe, die wir uns freiwillig aufbürden, scheint es um die Beschäftigung mit dieser zu gehen. Um alles was sie mit sich bringt. Ein komplettes Lebensgefühl, voll mit Grundsätzen und Anleitungen. Wir haben somit einen gekennzeichneten, sicheren Weg, der uns beschäftigt und Halt gibt. Wir können einen weiteren Haken auf die Strichliste setzen, wenn wir den nächsten Checkpoint erreicht haben und wissen sogleich, was der nächste beinhaltet.

Das Gewinnen mag also die Spitze der Beschäftigung sein, die es zu erreichen gilt, um sich dann dem nächsten, großen Gipfel zu widmen.

Was finden wir also in der Beschäftigung?

Wie oben schon erwähnt, muss die Beschäftigung strukturiert sein, um zum Ziel zu führen. Eine Struktur verspricht immer gewissen Halt oder auch Sicherheit. Ist diese Sicherheit gegeben, erhält man eine Art Geborgenheit, ist frei von Überraschungen, Ablenkungen oder Unvorhersehbarem. Diese Sicherheit umschließt einen ganz und man wird es in der Regel nicht schaffen, über ihre Grenzen hinweg zu sehen und sich außerhalb ihrer zu bewegen. Wie oben erwähnt, ist man zielorientiert und somit frei von Ablenkungen.

Man ist aber nur frei von dieser Ablenkung, da man bereits abgelenkt ist, denn die Sicherheitsstruktur ist so umfassend, dass sie einen komplett einnimmt und so sehr beschäftigt, dass ein Blick nach außen nicht mehr notwendig erscheint oder auch gar nicht als notwendig angesehen wird.

Dies führt dazu, dass der sich Mühende, der am Ende auch Früchte ernten, also gewinnen möchte, so abgelenkt ist, dass er keinerlei Zeit mehr für sich selbst hat. Der Mensch geht in dem selbstgeschaffenen Monster der Struktur unter, verschwindet in ihr.

Gesellschaftliche Helden sind Menschen mit sehr langen Arbeitszeiten und dem entsprechenden Einkommen. Sie besitzen Status und eine gewisse Form von Einfluss. Die kaum erwähnte Kehrseite des Ganzen ist die Vollzeitbeschäftigung des eigenen Kopfes. Es findet keine Reflexion mehr statt. Der eigene Kopf kommt nicht zur Ruhe, es herrscht nie Stillstand. Wir nennen das heute „Stress“!

Der Begriff „Stress“ kommt aus dem 20. Jahrhundert und bedeutet „unter Druck setzen, zwingen“. Der sich Mühende und somit unter Druck setzende Mensch, ist demnach abgeschnitten von sich selbst. Er wohnt nicht mehr inne, wenn man so will. Seine gesamte Energie richtet sich nach außen und für sich selbst bleibt nichts mehr zurück. Das heißt, unterm Strich bezeichnen wir, als Gesellschaft, einen Menschen, der sich bewusst ablenkt, um nicht mit sich alleine zu sein, jemand der sich Strukturen auferlegt, um sich nicht zu verloren vorzukommen, da das eigene Selbst und die damit verbundene Leere, die unbedingt gefüllt werden möchte, sich schrecklich anfühlt, als einen Gewinner? Auch wenn die Argumentation einseitig erscheinen mag, so stellt sich doch die Frage, ob dies so richtig sein kann.

Um dieses Absurdum zu verstehen, ist es sicher ratsam, die Gegenseite genau zu beleuchten, sprich den sogenannten Verlierer und die ihm zugesprochenen Eigenschaften zu untersuchen.

Der Verlierer ist in unserer Gesellschaft jemand, der nichts vorzuweisen hat. Er besitzt nichts, was ihn auszeichnet oder über das er sich definieren kann. Wenn er eine Gabe oder eine Fähigkeit besitzt, dann hat er für uns nichts daraus gemacht und ist somit ebenso gesellschaftlich verloren, sprich für die Gesellschaft verloren und nicht mehr nennenswert.

Wie ich oben schon erwähnte, ist der Verlierer jemand, der sich abgelöst und befreit hat. Die Frage, ob dies freiwillig geschah, ist hier unerheblich.

Diese Ablösung wirft den Verlierer auf sich selbst zurück. Er hat nur sich und die Illusion des Gewinnens bereits verworfen. Der Verlierer ist sich seines Verlustes also voll und ganz bewusst, er versucht nicht mehr sich zu mühen, zum Gewinner zu werden, er ist befreit, hat alles verloren. Er hat diesen Zustand akzeptiert und müht sich nicht mehr.

Findet kein Streben mehr statt, so besteht kein Drang mehr etwa zu verändern. Man lässt sich zufrieden, ist zufrieden.

Das Spiel, welches um einen herum stattfindet, findet ohne einen statt, da man bereits verloren hat, ausgeschieden ist und gucken muss, wie man sich die Lebenszeit vertreibt. Akzeptiert man dieses Ausscheiden, diese Ablösung, ist man frei.

In dieser Freiheit besitzt man nichts, man hat alles zurückgelassen bzw. verspielt. Das einzige, was einem geblieben ist, ist man selbst.

Ohne jegliche Mühe, die Aufmerksamkeit abverlangt, richtet man diese Aufmerksamkeit auf sich selbst. Reflexionen finden statt. Der Verlierer lernt sich kennen. Wenn man so will, strebt er nun in sich selbst.

Da er sich selbst nicht mehr verlieren kann, sondern nur noch ablenken, ist das eigene Ich unausweichlich. Dies ist beängstigend, denn je weiter man das eigene Ich kennen lernt, desto mehr erkennt man, wie viel dort fehlt. Dieses Fehlen ist aber kein Verlieren, sondern ein Nie-dagewesen-sein. Ein unbewirtschafteter Acker und die damit verbundene Angst vor der gewaltigen Arbeit, die einem bevorsteht. Es liegt in der Natur des Menschen hier umzudrehen, sich überfordert zu fühlen, in Depressionen zu verfallen und auszubrennen. Wir haben hier wieder das Verlangen nach Sicherheit und Struktur, das einen beeinflusst. Da der Verlierer nun aber das Einstürzen dieser beiden Säulen bereits erlebt hat, ist er vorgeprägt und somit empfindet er diesen Verlust nicht so einschneidend. Er kann ihn überwinden.

Hat er dies erreicht, befindet er sich in der absoluten Haltlosigkeit. Er weiß nicht, wo er beginnen soll, was er tun soll und wie er es tun soll. Es gibt keine Struktur, an die er sich halten kann und keine Sicherheit, die ihm gewährleistet, dass er richtig liegt bzw. alles richtig macht. In dieser Haltlosigkeit muss der Verlierer nun selbst entscheiden. Er ist praktisch autonom, kann nur seinen eigenen Maximen gehorchen.

Der gelöste, befreite Mensch ist nun bei sich und lernt sich zum ersten Mal in seinem Erwachsensein kennen. Dies ist ein schleicher Prozess, man kommt nur langsam voran und ist bei vielen Erkenntnissen eine Weile mitgenommen. Der befreite Mensch produziert nichts, er ist dabei nicht wertvoller für seine Mitmenschen und erst recht nicht für die Gesellschaft, in der er immer noch, wenn auch teilnahmslos, lebt.

Vielleicht haben wir genau da den Knackpunkt. Simpel ausgedrückt ist ein Gewinner ein Gesellschaftsmitglied, das die Spielregeln besonders gut beherrscht, gut ist, in diesem Spiel. So gut, dass wir den Gewinner beneiden, uns an ihm orientieren und gucken, ob wir selbst ein Gewinner sein können. Wir haben Idole, die Gewinner sind oder waren. Wir (ver)ehren Menschen, bezeichnen sie als „Stars“ (also Sterne und somit schillernd, schön aber auch unerreichbar) und diese haben aufgrund unserer Verehrung kein eigenes Privatleben mehr. Sie mühen sich auf ihre Art und tragen zu unserem Wohlbefinden bei. Orientierungspunkte am Himmel, für jeden der sich unvollkommen fühlt.

Es ist wichtig zu verstehen, dass es, wie bei dem Vergleich mit dem Lottoschein, darum geht, unsere Träume aufrecht zu erhalten. Der Gewinner, der Star, ist nur die Strohpuppe, die uns ein Gesicht liefert. Wir orientieren uns in dieser Richtung, zufrieden mit der Vorstellung, dass der Gewinn möglich ist und auch wir Gewinner sein können.

Der Gewinner dient also auf verschiedene Weise der Gemeinschaft, bestärkt ihre Vorgehensweise und Rituale und hält sie auf gewisse Weise auch am Leben. Besonders in einer Zeit, in der Religionen immer mehr an Relevanz verlieren, somit Sicherheit und Struktur nicht mehr einheitlich präsent ist, ist der Drang nach dem Ziel, welches man durch Mühe erreichen kann, also das Gewinnen, enorm.

Diese Gewinner fungieren nach einem kurzen Gewöhnungsprozess als unsere Stellvertreter. Gewinnt unser Stellvertreter, gewinnen auch wir. Auch wir haben einen Teil der gewonnenen Medaille, auch wir stehen mit auf der Stufe des Siegereppchens.

Wenn bei der Oscar-Verleihung angesagt wird: „And the winner is...“, dann können es nur wir sein.

Wäre dies nicht der Fall, müssten wir uns fragen, ob das Mühen überhaupt lohnt. Wir würden erkennen, dass das der Gewinn außerhalb unserer Reichweite ist und das Mühen aufgeben. Wir würden unsere Struktur verlassen müssen und damit an Sicherheit verlieren. Wir würden verlieren, zum Verlierer werden und unseren un bebauten Acker erkennen.

Uns immer mehr nach Innen richten und von der Gemeinschaft zurückziehen, da sie uns nichts bieten kann, was uns dabei hilft, den selbigen zu bebauen.

Die Gesellschaft gäbe es nicht mehr, da wir nicht mehr gesellig wären. Wir wären wir selbst, da wir nichts anderes haben, was wir vielleicht einmal sein könnten. Kein Profi-Sportler, kein Manager einer großen Autofirma, kein Vorgesetzter mit Untergebenen. Nur wir und unsere vielen kleinen Ichs. Alleine mit uns selbst.

Wie bereits oben erwähnt, ist dies sehr beängstigend und ist eine Masse verängstigt, dann neigt sie zu Kurzschlussreaktionen. Sie wird sich in ihrem Fehlverhalten bestärken und nach einiger Zeit wird keinem Einzelnen Zweifel an der Vorgehensweise oder eben Struktur der Bewegung kommen. Man verschwindet in ihr und wendet sich konstant der Mühe zu, ohne weiter an das Ablösen zu denken. Einzelne Abgelöste werden verachtet, als Gefahr betrachtet, da sie die letzten Bezugspunkte

zu der Ablösung, zum positiven Effekt des Verlierens darstellen. In ihnen spiegelt sich die eigene Lüge, die eigene Ignoranz wider.

Also muss unsere Gesellschaft den Gewinner hochhalten. Wir benötigen ihn so sehr, wie er uns benötigt. Er nimmt die Mühe auf sich, um unsere Achtung als Gewinn einzustreichen und wir benötigen ihn, um eine Motivation zur Mühe und der damit verbundenen Ablenkung zu erhalten.

Der Verlierer benötigt uns im Großen und Ganzen nicht. Er verzichtet auf die von uns erschaffenen Ablenkungen und genügt sich selbst. Mit dieser Freiheit hat er genug zu tun. Sie beschäftigt ihn seine gesamte Lebenszeit und er wird am Ende dieser immer noch nicht alle Früchte des Ackers ernten können.

Würden wir also, zu unserer eigenen Ablenkung, eine Oscar-Verleihung mit den Worten einleiten: „And the loser is...“, würde keiner kommen und den Preis abholen.

Literaturverzeichnis:

- KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 24. Auflage, Walter de Gruyter, Berlin/New York 2002
- Heidegger, Martin (1997): Was heißt Denken? Vorlesung Wintersemester 1951/52. Stuttgart: Reclam.
- Jiddu Krishnamurti: öffentliche Vorträge in Saanen, Schweiz am 06.07.1980

## **Anja Lisowsky, Leonardo-da-Vinci-Gymnasium**

The everlasting human need for attention and success – a basic need and thus necessity or a mere charade which roots in the human search for his right to exist that came to be when human beings started to think about what and who they actually are? A lot of facts speak for the latter: The human concept of living in groups is based on feeling the urge to make oneself a valuable part of society. But is it still the same today? Observing the current situation of our globalized world the answer would be a definite no. Every person, every family, every country, every unit of our society, no matter what size it is, fights for itself. We no longer strive for a mere right to exist but our goal became to surpass others. Our instincts tell us that only the strongest ones will survive which is why we cannot accept “going under” as Dani Levy puts it. But what about his thought that failure might have more sense to it than being successful? It is undoubtedly true that not succeeding in doing something teaches us more than an easily achieved goal. However, it always depends on the personality and the capability of drawing wisdom from experiences that we make throughout our life if failure is really more valuable than achievements. So a person who naturally gives up very quickly will not be able to motivate themselves to try again and will be incapable of analyzing and correcting past mistakes which actually led to the failure. There are only few people who see such an experience as something they can learn from and not as simply negative.

The true way to achieve longlasting success in our society is to be persistent and to keep on trying while correcting the mistakes of the past. Levy’s statement that failure is a great thing is definitely true. There are thousands of sore losers in our world who take a breakdown personally. They lack the nature of a fighter. Many people lost this attitude, unlike our feeling of having to win and surpass others. An essential trait of our society is its acceptance of the weaker. We offer help to those who lost their will to fight. In former times, when human beings still had to walk sixty miles a day to find food, success was closely related to physical strength. Nowadays, it is mostly a psychological value, which enables psychologists to make a living in our world. We look for great wealth, we want to be the best in every pos-

sible way and this attitude that used to be helpful in former times when everyone had to protect the other one and being the strongest one was as beneficial to the others as it was to the protector of a group, has not changed as such, but its purpose is another one in our society. Power is no concept of physical strength anymore, but it became rather abstract. Politicians decide what we are allowed to do and they decide to whom we give money, which are – in most cases – not the poor parts of our society, which represent the weakest group whom we have to protect. If we compare our society's principals to the one Hobbe mentioned in his theories, we can clearly see that a lot has changed. According to Hobbe, humanity had a state in which every one of us was hostile and we fought each other. The next step took place within the minds of the human beings: They understood that they could survive better in groups than alone and thus formed tribes, later on even states. This initial concept of supporting the other one and our feeling of responsibility got lost over the decades and nowadays most people live their own life, not sacrificing anything to help others.

So what exactly would a society with the principle that losing is a better thing than winning look like? Undoubtedly, the winners would still feel good about themselves. They would still know that they are better and successful, but at the same time they would not get the same attention as before. An example for that would be an award ceremony from which Dani Levy took the sentence "And the winner is..." and just turned it around. What does it feel like to lose, to make the worst movie, the worst short film, the worst song or the worst music video? What does someone think who is called onto the stage as the worst actor, the worst composer or the worst director? Would it not lie in human nature to perceive it as a good thing? Getting attention for something you have created on your own seems always like a positive thing. It is quite hard to imagine in what way people would react to it, but thinking about it makes me wonder what it would be like for me. If there was a huge hall full of people and something I wrote – just like this essay – was judged by a committee. The result: I lost. I wrote the worst essay of them all. Would I not be happy for the attention? Dani Levy might be right. It is not always about winning, it's also about the attention. And would I be affected by the committee's opinion on my writing? Just like everything mentioned before in this essay, the reaction always depends on the person. Insecure people would feel simply horrible and doubt themselves and their skills. But a person who is truly self-confident might even feel honored, they would keep their own opinion about their writing, their movie or their music. What other people say does not really matter as long as it gets you attention.

However, there are plenty of other occasions where losing does not have anything to do with attention. For example ruining your own company as a manager. It is a whole different kind of losing. It is not about art like the aforementioned award ceremony would be, but it is about actual tangible value. About money and matter. True failure knocks people off their feet, forces them to start over. If they can, that is. But this is the same kind of failure I mentioned before: It makes you aware of your mistakes and what you can do better. There is always a second chance for everyone. If we do not succeed the first time, we can try again, which is exactly what Dani Levy says. We do not always have to survive, to keep ourselves up and to achieve our goals as long as we keep working because losing is often the only possible way to learn.

## **Kai Richter, Charlotte-Wolff-Kolleg**

Scheitern - ein vermeintlich schreckliches Erlebnis. Doch ist es das wirklich? Zeigt das Scheitern, dass wir „Verlierer“ sind? Oder zeigt unser Umgang mit dem eigenen sowie mit fremden Scheitern erst, wer wir wirklich sind? Ist uns das Scheitern wirklich fremd oder wünschen wir uns nur, dass wir keinen Bezug zum Scheitern haben? Natürlich ist es uns nicht ganz fremd. Wer kann schon ehrlich von sich behaupten, noch nie gescheitert zu sein? Wenn es doch so normal ist zu scheitern, warum tun wir uns so schwer damit?

Unsere Angst vor dem Scheitern rührt daher, dass von uns verlangt wird, immer 100% zu funktionieren. Doch was heißt das überhaupt funktionieren? Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2003) definiert „funktionieren“ mit „[...] etw. arbeitet vorschriftsmäßig, [...]“. (Auslassungen: K.R.) Vorschriftsmäßig - gemäß der Vorschrift. Aber wer erlässt die Vorschriften? Es sind die Machthaber, die diese Vorschriften gestalten. Keine Machthaber wie z. B. ein Diktator, sondern der Machthaber, dem jeder, egal ob Proletarier oder Millionär, unterworfen ist - auch wenn es ihm nicht bewusst ist. Ich spreche von der kapitalistischen Gesellschaft. Wenn es uns durch unseren hohen Lebensstandard heute auch nicht mehr bewusst ist, so sind wir doch alle dem Zweck der Ertragssteigerung unterworfen. Um den Ertrag steigern zu können, muss jeder immer 100% funktionieren und immer sein Bestes geben - alle anderen übertrumpfen. Aber müssen wir denn immer kämpfen? Uns immer dem Zwang, der Beste sein zu müssen, ergeben?

Das ständige Vergleichen und Wetteifern ist menschenunwürdig. Wir haben aus der Geschichte lernen müssen, wo derartiges hinführen kann. Der Gedanke, dass nur derjenige etwas wert ist, der etwas für die Gesellschaft leistet, ist inhuman und führt zwangsläufig in die Barbarei. Aufgrund solcher Gedanken wurden unzählige Kranke, Alte und Behinderte von den Nationalsozialisten ermordet. Auch wenn wir heute niemanden direkt töten, weil er keine Leistung bringt, so selektieren wir doch nach einem ähnlichen Muster. Wer keine Leistung liefern kann, vegetiert am Existenzminimum. Warum fällt es so schwer, zuerst den Menschen - als einzigartiges Wesen - und erst später seinen Verdienst zu sehen? Weil wir alle Opfer der allgegenwärtigen Entmenschlichung sind. Eine, dem Kapitalismus grundlegende, Eigenschaft, welche den Menschen nur als Objekt der Profitsteigerung sieht. So sehen Horkheimer und Adorno (2009) etwa die Wurzeln dieser Entwicklung in der Aufklärung. Aufgrund dieses Profitdenkens wird der Druck, unbedingt erfolgreich zu sein, immer größer.

Doch ist es nicht einfacher, entspannter und menschenwürdiger, sich nicht dem Erfolgsdruck hinzugeben - also immer der Beste sein zu müssen, sondern sich auch seinen Schwächen zu stellen? Dies beinhaltet natürlich, und das ist das problematische an der Sache, dass man sich wirklich mit seinen Unzulänglichkeiten auseinandersetzen muss. Wie schwer uns dieses fällt, sehen wir täglich. In einer Leistungsgesellschaft wie der unseren wird jeder darauf getrimmt, immerzu erfolgreich zu sein. Dies beginnt schon im Kleinkindalter. Unsere Eltern wetteifern miteinander, wessen Kind zuerst laufen, zuerst sprechen kann. Erhöht wird der Druck dann in der Schule, wo Noten darüber entscheiden, wer gut ist und wer nicht. Diese Noten entscheiden dann auch über unseren weiteren Lebensweg. Wer darf aufs Gymnasium und wer nicht? Wer darf studieren und wer nicht? Wer wird mal viel Geld verdienen und wer nicht? Der „Erfolg“ in unserem Leben wird also schon im Kindesalter festgelegt.

Was aber ist das überhaupt „Erfolg“? Das Etymologische Wörterbuch (2005, S. 18) erklärt, dass Erfolg das „Ergebnis eines Verhaltens oder eines sonstigen Ereignisses“ ist. Ist also jedes Ergebnis eines Verhaltens ein Erfolg? Gibt es dann überhaupt so etwas wie Misserfolg? Oder ist ein Misserfolg nur dann vorhanden, wenn sich aus einem Verhalten keine Ergebnisse ergeben?

Laut Definition wäre es so. Wir verstehen jedoch unter Erfolg und Misserfolg etwas anderes. Für uns ist ein Erfolg immer mit einem positiven Ergebnis verbunden und ein Misserfolg dementsprechend mit einem negativen Ergebnis. Aber warum sehen wir Ergebnisse, welche nicht das Gewünschte erzielen – also nicht unsere Erwartungen decken – als Misserfolg an? Warum können wir nicht sagen: „Okay, hat nicht so geklappt wie ich es mir vorgestellt habe, aber trotzdem gut?“ Weil wir so konditioniert sind, dass immer alles nach Plan ablaufen muss. Wenn etwas Außerplanmäßiges geschieht, wird gleich darüber nachgedacht, wo der Fehler liegt und wer der Schuldige ist. Aber dass aus diesen vermeintlichen Missgeschicken etwas gelernt werden kann und diese nutzbar sein können, das sieht kaum jemand. Warum aber ist das so?

Wie schon erwähnt, muss bei uns immer alles 100%ig nach Plan ablaufen, weil wir in ständiger Konkurrenz mit allen anderen Menschen leben und uns selbst sowie anderen keine Schwächen eingestehen können - und dieses schlussendlich auch nicht dürfen. Wer einmal Schwäche zeigt, wird den Ruf des Schwachen nicht mehr los und wird an diesem einen schwachen Augenblick untergehen.

Wie aber sieht es aus mit den Leistungsverweigerern? Mit jenen Menschen, welche sich bewusst entschieden haben, sich nicht diesem Druck zu unterwerfen. Haben sie das System durchschaut? Sind sie vielleicht klüger als der Rest? Sicherlich, sie haben das System durchschaut. Sie haben erkannt, dass sie nur etwas zählen, wenn sie Leistung bringen. Wahrscheinlich haben sie auch erkannt, dass sie diese Leistung nicht bringen können, reden sich und anderen aber ein, dass sie sich weigern, da sie das System verabscheuen. Vielleicht tun sie dies auch, jedoch nicht aus objektiven oder gar rationalen Gründen, sondern weil sie nicht zu den Gewinnern gehören können. Sie geben vor, dem System den Rücken zuzuwenden und auszusteigen, jedoch sind sie nach wie vor ein Teil davon und spielen die ihnen zugedachte Rolle. Dadurch, dass sie zwangsläufig in ärmeren Verhältnissen leben, zeigen sie den anderen Menschen täglich, dass weiter gekämpft werden muss, um den Lebensstandard zu halten.

Aber wozu das alles? Sind wir Menschen nichts wert, wenn wir nicht Gewinner sind bzw. sind Gewinner bessere Menschen? Vielleicht. Vielleicht haben Gewinner einen größeren Nutzen für die Gesellschaft. Doch was für eine Gesellschaft ist das, in der Menschen nur nach ihrem Nutzen bewertet werden - in der nur zählt, wer großes Ansehen errungen hat, wer Macht, Geld und Ruhm hat? Eine solche Gesellschaft ist doch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Sie muss an den eigenen Ansprüchen scheitern. Der Mensch muss immer gewinnen und arbeitet somit am Verlieren für alle. Es geht ständig darum, immer mehr Profit zu erwirtschaften. Dies geht nur auf Kosten von Schwächeren. Um nicht selbst unter die Räder zu kommen, muss er immer skrupelloser werden und seinen Gewinn immer mehr steigern. Doch irgendwann fällt dieses Konstrukt, welches er um sich herum aufgebaut hat, ineinander zusammen und es wird sichtbar, dass er nicht der Big Player ist, der er vorgegeben hat zu sein, sondern ein von Ängsten und Zweifeln zerfressener Mensch. Der Zwang zu gewinnen, macht den Menschen kaputt!

Was wäre, wenn wir uns entschließen würden, keinen Wert mehr auf das Gewinnen zu legen, sondern das Scheitern zu leben? Scheitern ist gar nicht schwierig. Es kommt nur darauf an, klug zu scheitern. Scheitern kann jeder, doch die Wenigsten vermögen es, diesem Scheitern auch noch etwas Positives abzugewinnen. Es geht nicht darum, um jeden Preis immer zu verlieren, denn dann würde das Verlieren nur zu einem neuen Gewinnen werden. Es geht eher darum zu leben. Zu leben und dieses Leben auch zu genießen - ohne ständig unter Druck zu stehen.

Noch unsere Großeltern kannten das Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ sehr gut, welches auch heute noch treffend den Gedanken unserer Gesellschaft ausdrückt. Ruhe ist unmoralisch. Aber warum ist das so?

Die Ruhe wird in der kapitalistischen Gesellschaft als unmoralisch betrachtet, da die Menschen Angst haben vor der Ruhe. Sie kennen das Gefühl nicht, nichts tun zu

müssen. Bevor sie in die Verlegenheit kommen, nichts zu tun, suchen sie sich lieber Beschäftigungen, welche sie in dem Maße beanspruchen, dass keine freie Zeit mehr bleibt. Denn wirklich freie Zeit ist unproduktive Zeit und Unproduktivität ist schädlich in der kapitalistischen Gesellschaft.

Der Zwang, der Beste zu sein, gründet nur in der Sucht, Anerkennung zu genießen, da uns in den Medien täglich suggeriert wird, dass lediglich erfolgreiche Menschen etwas wert sind. Dies wird verstärkt durch den „American-dream“. Der Traum, vom Tellerwäscher zum Millionär zu werden, zeigt die Lebenslüge der letzten ca. 100 Jahre. Mit diesem „Traum“ wird uns vorgegaukelt, dass wir alles schaffen können. Theoretisch mag es ja stimmen, dass wir alles schaffen können, jedoch sieht die Realität anders aus. In Wirklichkeit schafft es kaum jemand seinen sozialen Standard grundlegend zu ändern, da es nicht vorgesehen ist. Wenn wirklich jeder die reelle Chance hätte, erfolgreich zu sein, was wäre dann? Es würde sich der Erfolg damit negieren. Was wäre dann? Es wäre wieder jeder nur Mittelmaß. Jedoch bedeutet Mittelmaß für die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft nichts anderes als den Untergang. Denn wenn alle Mittelmaß wären, dann gäbe es keine Konkurrenz um die Spitze der Gesellschaft mehr und die Menschen könnten anfangen miteinander, statt gegeneinander etwas zu erreichen. Dies schließt natürlich die großen Profite aus. Aus diesem Grunde ist es auch nicht umsetzbar. Die kapitalistische Gesellschaft wird es nicht zulassen, dass sie überflüssig wird. Dafür bedarf es erst einer Revolution, jedoch wird es wie bei jeder Revolution sein, dass am Ende nur das Feindbild kopiert wird und nur der Name geändert ist.

Welche Alternative bleibt uns? Sind wir dazu verdammt, uns auf ewig der Konkurrenz zu stellen? Momentan sieht es ganz danach aus. Gesamtgesellschaftlich müssen wir entweder uns damit arrangieren oder versuchen in kleinen Schritten das System zu ändern. Oder aber wir müssen die Gesellschaft, die Zivilisation hinter uns lassen, um leben zu können. Dies wäre, da der Mensch ein Herdentier ist, die schlechteste Alternative.

Doch wie sieht es aus mit den anderen Möglichkeiten? Wie können wir uns mit der Gesellschaft arrangieren? Vielen Menschen scheint es ja sehr gut zu gelingen. Sie gehen jeden Morgen zur Arbeit, kehren abends zurück und sind auch sonst brave Konsumenten. Warum fällt es der Masse so leicht, sich dem Willen der Wirtschaft zu unterwerfen? Liegt es daran, dass wir zu bequem sind? Denn Kritik zu üben ist ja anstrengend. Natürlich, etwas schlecht reden ist einfach, aber konstruktive Kritik zu üben, welche über hohle Phrasen hinausgeht, das bedarf einer gewissen Anstrengung. Es setzt voraus, dass wir uns mit der Thematik auseinandersetzen, uns wirklich Gedanken machen und nicht nur wiedergeben, was wir schon zuvor irgendwo gehört haben und vor allem müssen wir uns eine eigene Meinung bilden. Dies alles kostet Zeit. Da jedoch in einer kapitalistischen Gesellschaft, wie der unseren, Zeit Geld ist, kann sich kaum jemand finanziell leisten sich, über vermeintlich banale Dinge Gedanken zu machen. Daraus folgt, dass diese Menschen, welche sich in prekären Arbeitsverhältnissen befinden, es sich nicht erlauben können, über Probleme nachzudenken, welche vor allem sie betreffen, da sie sonst ihrer - eh schon geringen - Lebensgrundlage beraubt wären. Diese Unterdrückung eigener Gedanken und die mangelnde Bildung in den so genannten Unterschichten führen dazu, dass sich die Masse der Menschen scheinbar arrangiert mit diesem System. Oder liegt es daran, dass wir nicht in der Lage sind etwas kritisch zu hinterfragen? Sind wir durch unsere „Bildungslaufbahn“ zu komplett unkritischen Konsumenten geformt worden? Es liegt sicherlich etwas Wahres darin.

Die Sache mit dem Denken fällt dem Menschen ja bekanntlich nicht so leicht. Oder wie Heidegger (1997, S 3) bemerkte, „[...] will der Mensch vielleicht denken und kann es doch nicht“. Ist es denn wirklich so, dass wir nicht des Denkens fähig und deshalb dem System chancenlos unterworfen sind? (Auslassung: K.R.)

Sehen wir uns doch nur mal an, womit die Menschen um uns herum ihre wenige freie Zeit verbringen. Sie sehen fern. An sich nichts Verwerfliches, jedoch wenn wir

mal betrachten, was da geschaut wird, wirft es ein schlechtes Bild auf unsere Mitmenschen. Nicht etwa das Bildungsprogramm wird verfolgt, sondern alles von Talk-Show bis QVC. Eigene TV-Sender nur für Verkaufs- bzw. Reklamesendungen haben wir. Durch die übersteuerten Artikel, welche dort bestellt werden, verschulden sich die Menschen, um dann in Infotainment-Sendungen von ihren Schulden befreit zu werden, damit andere sehen können, dass es noch Menschen gibt, denen es schlechter geht. Klassische Transformation der eigenen Ohnmacht auf Schwächere. Wie Heitmeyer (2008) erläuterte, gilt es „[...] die eigene Unterlegenheit in Überlegenheit zu verwandeln[...]“. (Auslassungen: K.R.)

Müssen wir uns da wirklich Gedanken machen, warum wir nicht unseren Kopf benutzen bzw. uns diesem Wahn der Konkurrenz nicht entziehen? Oder warum halten wir es nicht einfach wie Beck Hansen und sagen uns „I’m a loser baby, so why don’t you kill me?“

Literaturverzeichnis:

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (2003): Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. „funktionieren. Online verfügbar unter

<http://www.dwds.de/?kompakt=1&qu=funktionieren>, zuletzt geprüft am 21.11.2010

Hansen, Beck (1994): Mellow Gold. CD: Geffen (Universal)

Heidegger, Martin (1997): Was heißt Denken? Vorlesung Wintersemester 1951/52. Stuttgart: Reclam

Heitmeyer, Wilhelm (2008): Deutsche Zustände. Folge 6: Suhrkamp

Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (2009): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 18. Aufl., ungekürzte Ausg. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag

Köbler, Gerhard (2005): Deutsches Etymologisches Wörterbuch. „Erfolg“. Online verfügbar unter <http://www.koeblergerhard.de/der/DERE.pdf>, zuletzt aktualisiert am 05.12.2005, zuletzt geprüft am 14.10.2010

## **Tilman Schmidt (Charlotte-Wolff-Kolleg)**

Philosophieren bedeutet Sterben lernen, Sterben lernen bedeutet Verlieren zu lernen. So bedeutet Verlieren lernen, nicht überleben müssen, da *überleben* in seiner Bedeutung nicht mit *leben* gleichzusetzen ist. Denn Philosophieren ist die Befreiung aus der Existenz zur „Ideenschau“ und die Idee ist ein unmittelbarer Bewusstseinsgehalt, der durch reflexive Zuwendung erfasst wird. Bewusstsein kann als die Summe aller Einzelteile gedacht werden, welche aus dem Unbewussten aufsteigen. Demnach kann ein sich (Selbst) bewusst werden, nicht ohne den Verlust von Idealen einhergehen. *Denn Verlieren Lernen erfordert die Bereitschaft, die Oberfläche der eigenen Ideale zu verlassen (in welcher sich jene der Gesellschaft spiegeln) und unterzugehen, abzutauchen in die ureigenste Welt des Unbewussten, hin zu den eigenen Ursprüngen.* Denn Ideale, als individuelle Ideen gedacht, können in ihrem Kern nur als jene gelten, wenn sie tatsächlich als von der Gesellschaft unabhängig gedacht werden. Unabhängigkeit (in Empfindung und Denken) kann nicht ohne das Wahrnehmen der vorhergehenden Beschränkungen erfolgen. Diese Beschränkungen aufzulösen, erfordert den Mut in die eigene „Unterwelt“ hinaufzusteigen und kann nicht ohne eine Katharsis der eigenen Empfindungen einhergehen. Dieses Problem ist ein Gesellschaftliches, denn Gesellschaft kann nur über die Beschränkungen des Individuums funktionieren.

**„Unser Ideal sei kein kastriertes abgezogenes entleibtes Wesen, unser Ideal sei der ganze, wirkliche, allseitig, vollkommen ausgebildete Mensch.“ (Ludwig Feuerbach)**

Bereits in der Politeia wird die Staatsverfassung auf die Seelenverfassung zurückgeführt. Denn der Staat ist die Summe seiner in ihm lebenden Menschen. Dies wird

als Übertragungsmethode gedacht, um auf den *Idealstaat* hinzuführen. Das System des idealen Staates fußt auf der gerechten Einteilung der drei Seelenteile, welche in Harmonie nebeneinander stehen (das Vernünftige, das Mutartige, das Triebhafte). Die Seele ist nach Platon ungerecht, wenn das Triebhafte, das Vernünftige im Menschen überwiegt und eine Entfesselung der niederen Seelenteile, ein *Machtverlust* der Vernunft eintritt. Es ist die Gerechtigkeit eines „funktional perfekten Ganzen.“ Es kann so von „einer Perfektheit der Seele, einer System-Rationalität“ gesprochen werden. Die Gerechtigkeit des Idealstaates ist unter anderem: „das Seinige zu tun und sich nicht in vielerlei zu mischen.“<sup>16</sup> Das sich nicht In-vieles-Mischen wird hierbei jedoch auch den *Grenzüberschreitungen* gleichgesetzt, welche entstehen, wenn sich ein Seelenteil in den anderen mischt. Dieser Idealstaat, fußend auf der Einteilung der perfekten Seele, ist wirklichkeitsfremd, denn er nimmt auf die *Möglichkeit der Entwicklungsfähigkeit* der Seele keine Rücksicht. Dieser ideale Staat nimmt auf den Menschen als ein aus sich heraus handelndes Subjekt, wie beispielsweise bereits Aristoteles in *DE ANIMA*, keine Rücksicht. Er kann nur über die *Funktionalität* seiner Einzelteile (Seelen) bestehen. Dieser Staat fragt also nicht nach der Person, dem eigentlichen Ich, dem handelnden autarken *Subjekt*. Hierzu muss weiterführend der Begriff des Subjekts (hier nach Freud) definiert und die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt getan werden. Denn zuallererst begegnet jedes in sich „versponnene“ Subjekt sich und seinen Mitmenschen wie in einem Spiegel. So kann das Fremd- und Selbsterleben als *imaginär*, als *wirklichkeitsfremd* beschrieben werden. Die Bandbreite der zwischenmenschlichen Begegnungen besteht so entweder im Vereinnahmen des anderen (ins eigene Selbsterleben) als *Idealbild*, als Spiegelbild oder der Ausstoßung des anderen als abgelehntes Gegenbild, Feindbild. Selbst- und Fremderkenntnis sind somit in der allgemeinen Kommunikation ein gesellschaftliches Phänomen. Es kann also davon ausgegangen werden, dass noch heute zu gesellschaftlich-politischen Zwecken das Mittel der „Systemrationalität“ vorliegt. Eine „ideale“ Gesellschaft, eine Staatsform welche unter den Bedingungen des Selbsterhaltungstriebes, den Individualismus des Einzelnen geradezu untergraben *muss*. Denn der Machtverlust der Vernunft (das *Verlieren* der Vernunft) und die Entfesselung der niederen Seelenteile stellen noch heute eine immanente Bedrohung des „Funktional Perfekten Ganzen“ dar, werden sie nicht in nutzbringender, zum Beispiel karthatischer Weise *sublimiert*. Oder anders gesagt, starke (z. B. *aggressive*) Empfindungen sind gesellschaftlich unerwünscht.

**„Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen Sinne entbindet.“ (Friedrich Schiller)**

*Katharsis* ist das Hervorrufen von Empfindungen, wie Furcht und Mitleid. Die Unterscheidung muss jedoch im *ton to iouton pathematon* liegen. Handelt es sich also um die Katharsis eines *subjektiv-objektiven* Gefühls oder um jene im Sinne von einem Gefühl? Im ersten Fall werden Gefühle beim Betrachter erregt und diese ihm, in gereinigter Form, zurückgegeben. Im zweiten Fall, werden diese mittels einer Ausscheidung von einer „schädlichen Substanz“ befreit. Wo hier Platon in der Dichtung noch die Gefährdung der Seelenharmonie und der sozialen Ordnung sah, kam bereits Aristoteles zu dem Schluss, dass „die kathartische Wirkung die Gefahr einer negativen *Erschütterung* der Seele ab(wende), ja sie garantiere, deren Neutralisie-

---

<sup>16</sup> Baumanns, Peter, Die Seele-Staat-Analogie im Blick auf Platon, Kant und Schiller, S.20 ff, Königshausen&Neumann, Würzburg 2007

rung und die Wiederherstellung der Seelenharmonie.<sup>17</sup> Vergleicht man nun diese Reinigung mit der reinigenden Wirkung heutiger (gängiger) TV- Formate, als Spiegel gesellschaftlicher Wirklichkeit, könnte man zu einer ähnlichen Schlussfolgerung gelangen. Sendungen wie „DSDS“ (Deutschland sucht den Superstar), „GNTM“ (Germany´s next Topmodel), „Wer wird Millionär?“ Und jüngst in trauriger Weise „Wetten dass?“ zielen durchgehend auf die Unterscheidung von Gewinnern und Verlierern (*Competition*) und jedoch auch auf die nötige Bereitschaft sich dieser (*äußeren Competition*) auszusetzen und womöglich alles bisher Erreichte zu verlieren. Die Folgen für den Betrachter sind (neben der *für ihn* risikofreien Heraushebung eines *scheinbar* bedeutungslosen Individuums aus dem gesellschaftlichen System Staat), wahrhaftige Empfindungen, die angesichts der *persönlich-fremden* Risikobereitschaft (nicht immer) belohnt werden, sich jedoch im Akt des Gewinnens oder Verlierens (immer) entladen. So folgt daraus eine Abreaktion, welche der Betrachter mittels TV-Gerät miterleben kann und seine eigenen Empfindungen, so in gereinigter Form „wiedererhält“. Ein sublimatorisch-keimfreier und gesellschaftlich anerkannter Akt. Jedoch muss betont werden, dass diese Abreaktion nicht durch ein tatsächlich direktes Erleben, sondern durch einen „suggestiven Mechanismus“ erfolgt. Es wird also definitiv keine *eigene* Empfindung „ausgeschieden“, im Sinne einer Rückverfolgung *von* einem Gefühl, in Bezug auf seine Ursachen. Tatsächlich *ideal* gesehen würde der kathartische Prozess nämlich implizieren, die Ursachen aufzusuchen und deren *Ursprünge* (längerfristig) somit zu beheben. Dies wäre nach Freud gedacht, die Handlung, die sich auf den Weg zu dem Ort macht, „... den das bewusste Ich nicht kennt, der aber der wahre Quell seiner Handlungen ist.“<sup>18</sup> Dies würde jedoch eine tatsächliche persönliche Bereitschaft zum Verlieren (zum Beispiel der bisher angenommenen Ideale) erfordern und nicht nur eine *imaginär* Suggestierte. Der Handlungsspielraum des Subjekts läge also in der Schlussfolgerung (im Falle der Bereitschaft *sich* zu Verlieren) innerhalb seiner Selbst. Dieser Prozess, welcher auch als kathartische Ich-Werdung bezeichnet werden könnte, würde jedoch zu einer *inneren Competition* des auf sich selbst zurückgeworfenen Subjekts führen. Also eine *Competition* (*ein Kampf* um das Gewinnen oder Verlieren) zwischen den individuell gedachten Idealen und denen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Dies, denkt man den Staat als Summe seiner Einzelteile, hätte auch unweigerlich *erschütternde* Folgen auf diesen, also gesellschaftlich-politische. Denn der Einzelne würde diese innere Competition nicht mehr weiterhin mittels Sublimation *projektiv* ins Außen verlagern und müsste so, mittels seiner individuellen Ideen, zu seinem *ureigensten Kern* hinabtauchen. Dieser liegt stets in den *Empfindungen* (der Kindheit) eines jeden Menschen begründet.

### **„Die Furcht vor dem Tod ist ein Denkfehler.“ (Sigmund Freud)**

Im frühen Alter kann der Mensch seinen Mitmenschen nur als *Selbstobjekt* erfassen, welcher dem Zweck der *Befriedigung oder Versagung* seiner *Wünsche* dienen. Die Versagungen der Wünsche werden *nach Außen projiziert* (unlustvoll) und deren Befriedigung *ins Innere introjiziert* (lustvoll). Hier kann Bezug auf das in sich selbst „versponnene“ Subjekt genommen werden, denn der Andere (*Objekt*) wird auch hier entweder im Vereinnahmen idealisiert (introjiziert) oder als abgelehntes Gegenbild ausgestoßen (projiziert). Da sich der Wunsch jedoch stets an den Anderen richten *muss*, kann zudem gesagt werden, dass im Kindesalter im Drängen der Befriedigung des Wunsches eine Abhängigkeit zum Anderen entsteht. Welche, wird sie nicht durchbrochen, sich im Erwachsenenalter und somit auf gesellschaftlicher und nicht alterspezifischer Ebene fortsetzt.

<sup>17</sup> Schöpf, Alfred: Sigmund Freud und die Philosophie der Gegenwart, S. 62 ff, Königshausen& Neumann, Würzburg 1998

<sup>18</sup> Schöpf, Alfred: Sigmund Freud und die Philosophie der Gegenwart, S. 59, Königshausen& Neumann, Würzburg 1998

Da weiterhin mit dem Eintreten der Wirklichkeit unweigerlich Versagungen auftreten, wird das Vermeiden von Empfindungen (Schmerz und Unlust) in jeder Altersgruppe somit ein wichtiges Prinzip. Hinzu kommt hierbei das Messen des Ichs am eigenen (innere Autorität) und gesellschaftlichen Ideal (äußere Institutionen). Doch wie wird das Subjekt mit all diesen Versagungen fertig? Sind diese allein über sublimatorische Handlungen zu bewältigen? Mit Freud gesprochen wendet sich das Subjekt im *Triebverzicht* gegen den eigenen Wunsch und versucht sein Andrängen zu hemmen. Dies jedoch führt zu einer *Verdrängung* des Wunsches in das Unbewusste. Gesellschaftlich gesehen ist dies so: Die „Beschränkung des archaischen Befriedigungsanspruches, nach einer „Regel“ auf der Basis von Gleichheit, wird sie zur Grundlage von Recht und „Gemeinschaft.“<sup>19</sup> Der Vergleich zum Idealstaat, der auf der rationalen Perfektheit der Seelen fußt, böte sich an.

Zusammenfassend stellen also der Triebverzicht und die Sublimation Möglichkeiten dar, mit denen der Wunsch gesellschaftlichen Forderungen begegnen kann. Jedoch steht diesem die archaische Neigung des Menschen zu *aggressiver Auseinandersetzung* und Zerstörung gegenüber. Die Frage muss also weiterführend lauten: Welche *Möglichkeiten der Entwicklungsfähigkeit* ergeben sich noch für den Menschen, angesichts der Forderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit und im Gegensatz zu diesen, seiner Aggressionsneigung?

Zwar ist Aggression in jeder Form von *Competition um das Gewinnen oder Verlieren* Grundlage, jedoch gesellschaftlich als „böse“ verpönt. Hierbei wird im Menschen wieder jene Instanz aktiv, die das Ich an den gesellschaftlichen Idealen abgleicht. Die Empfindung, in Form der Aggression, ist also so gezwungen entweder sublimatorisch (in einer gesellschaftlich anerkannten Form) abgebaut zu werden *oder aber* sie wird *projiziert und nach Außen* verlagert. Dies geschieht dann zum Schutz der „eigenen Sozietät“ und zur Stärkung des Selbstgefühls und kann bis hin zum Erklären eines Feindbildes gehen, welches wiederum den *Machtkampf* zur Folge haben kann. Nach Freud werden hierbei zwei Formen der Aggression unterschieden, die nach außen gerichtete (zerstörerische) und die nach innen gerichtete: Der sogenannte *Todestrieb*. Dieser hat als nach *innen* gerichtete Aggression einen ebenso (selbst-) zerstörerischen Charakter, jedoch beinhaltet er ebenso die (*Wahl-*) *Möglichkeit* zur „Ideenschau“ der Ursachen, da das Subjekt sich mit seinen *ureigensten* Empfindungen auseinander zu setzen hat.

**„Das vorgezeichnete Ziel ist der in der sozialen Gemeinschaft mit sich selbst und mit dem Du versöhnte Mensch. Der Blick auf diese unendliche Aufgabe, kann das Handeln der Menschen davor bewahren, im Chaos der bloßen Naturtriebe stecken zu bleiben oder unter der einförmigen Despotie der abstrakten Vernunft die Natur allzu schnell zu überspringen. Je mehr der Mensch zum vollen Bewusstsein seines gesamten Daseins kommt, um so mehr kann auch der Staat zu einer Darstellung der ganzen Menschheit werden.“ (Benno von Wiese)**

Die Ich- Psychologie hat den Todestrieb verworfen und durch den positiveren Begriff der *Abgrenzung* (im Gegensatz zur *Grenzüberschreitung*) ersetzt. Hier werden die Aggressionen, welche sich im Sinne der Projektion an ein Objekt richten, zu den (subjektiven) Ursachen unterschieden. Oder anders gesagt, wird die Unterscheidung getroffen, welche dazu führt, dass die Hinwendung der Empfindungen nicht mehr den Objekten gilt, „sondern das eigene Ich zum Gegenstand (der Empfindungen) macht.“<sup>20</sup> Diese Unterscheidung *muss* Voraussetzung werden. Sie darf nicht nur als unsere *Wahlmöglichkeit*, sondern muss als unsere Pflicht betrachtet werden.

---

<sup>19</sup> Schöpf, Alfred: Sigmund Freud und die Philosophie der Gegenwart, S. 150, Königshausen & Neumann, Würzburg 1998

<sup>20</sup> Cavell, Marcia, Freud und die analytische Philosophie des Geistes Überlagerungen zu einer psychoanalytischen Semantik, Klett-Cotta, S. 124, 1997, Stuttgart

Denn in jeder Form der (menschlich- gesellschaftlichen) Beziehung wird das Gegenüber allzu schnell zum *Selbstobjekt* deklariert, d.h. als ein Gegenüber, welches man (als Objekt) im eigenen Interesse (des Wunsches) zu kontrollieren versucht. Der Andere versucht als Reaktion jedoch genauso zu steuern und zu kontrollieren. Je zwei Subjekte greifen also auf die Freiheit des anderen über (Grenzüberschreitung). Da sich zudem niemand bereitwillig in die Rolle des *Selbstsubjektes* zu fügen wünscht, wird jeder der zwei, nur mit einem Anteil (Vernunft) den Erwartungen des anderen Subjekts entsprechen. Mit dem anderen Anteil wird (seine Empfindung) gegen die Erwartungshaltung rebellieren. Da dieser Konflikt jedoch meist *unbewusst* bleibt, führt dies zu einer Abspaltung (der Aggression) ins Unbewusste. Dies wiederum führt zu einem weiteren Konflikt, welcher bis hin zu massiver Gewalt eskalieren kann. Dies ist der immer wiederkehrende Kreislauf des *Machtkampfes*, welcher sich, da er in jeder Form von Kommunikation zu finden ist, somit zu einem gesellschaftlichen Problem ausweitet. Auf sanktionierter Basis und zu Gunsten des „funktional perfekten Ganzen“ werden unbewusste Anteile in Form von Empfindungen abgespalten. Denn jeder Einzelne (in der Gesellschaft) *wünscht* den Verlust, das Verlieren von Vernunft zu vermeiden. Denn Vernunft ist *Kontrolle*, Kontrolle ist Macht über sich und den Anderen. Das Gefühl der Macht über den anderen wiederum verleiht den (äußeren) Status des Gewinners schafft eine „winner Situation“. Das Gefühl des *Macht- oder Kontrollverlustes* verleiht den (inneren) Status des Verlierers, schafft eine „looser Situation.“ Doch dieser Machtkampf der Subjekte ist eine Competition, die nur *Gewinner oder Verlierer* kennt. Das Ziel kann also nur die Auflösung des in sich „versponnenen“ Subjekts hin zum Anderen sein. Dies könnte dann als eine tatsächliche „winner winner“ Situation gelten oder auch als: „The looser is“ (?)“

## **Leon Stefanovski (Rosa-Luxemburg-Oberschule)**

Von der Kunst des gewinnenden Verlierens

Gewiss sind es die Sterne.

Jene tausend leuchtenden Punkte, hell und verlockend am Himmel, geheimnisvoll, weil unerreichbar. Als der Mensch sie zuerst erblickte, muss er wohl derart fasziniert gewesen sein, dass er, wenngleich doch durch die Schwerkraft unweigerlich an den Boden gebunden, mit allen Mitteln die Höhe zu erklimmen suchte. Hoch oben ist man überlegen, man schwebt gar über den Dingen - und löst sich so aus ihrer statischen Reihe. Der Mensch strebt immer nach oben, wo sich ihm unerwartete Freuden auftun, unbekanntes Glück, fernab vom festen Stand der Realität. Man braucht sich nur die Architektur ansehen, die unsere Gattung mit der Zeit erschaffen hat, um diese Tendenz zu erkennen. Was vor hundert Jahren beeindruckte, ist heute Schnee von gestern. Die Zeit ließ das Glitzern vollendeten Strebens vergehen - Gold verbrannte zu Asche, und Asche wehte als Staub davon. Denn was bringt schon ein hohes Niveau, wenn es, durch Jahre nur bedingt, zum Normalen wird, wenn der Boden sich neu definiert und mit einem Mal - wer hätte es gedacht? - das hohe Podest im Keller versinkt. Wer hoch aufsteigt, der kann tief fallen, ein simples kausales Prinzip. Erstaunlich, dass die meisten Menschen, die ja rationale Wesen sein sollen, die Bedeutung dessen erst erkennen, wenn mehrmals die Natur ihnen die Bestätigung erwies. Lernen durch Bestrafung, das können auch schon niedere Wirbeltiere. Kein sehr hohes Ziel für ein Wesen mit derart vielen Gehirnwindungen wie wir.

Da muss man sich doch fragen, ob das *Prinzip* als solches denn überhaupt noch haltbar ist. Muss man denn immer gewinnen? Im Tierreich kann man das wohl als

gerechtfertigt ansehen. Die Grundzüge des Darwinismus erfordern das Streben nach etwas Besserem. Denn der Stärkere ist derjenige, der sich durchsetzen wird. Wäre dieses Prozedere nicht existent, so würden weder wir selbst noch irgendein anderes Lebewesen, das in seiner Komplexität über eine einzige primitive Zelle hinausgeht, heute auf unserem schönen Planeten verweilen. Die Evolution macht das Leben gefeit gegen die Gefahren der Welt, sie lässt es sich wandeln, um bestehen zu bleiben. Das wird heute weitestgehend als gegeben angesehen. Niemand stellt das Stärkeprinzip in Frage - schließlich ist es uns selbst ja auch ins Genom eingepägt. Leider führt ein einfaches Hinnehmen der Dinge selten zum Verständnis dieser, häufig sogar zum Missverständnis. Denn was viele nicht bedenken, ist, dass die Tiere keinesfalls *wollen*, dass ihre Art überlebt. Das würde eine hohe Form der Intelligenz voraussetzen, die ein Pantoffeltierchen gewiss nicht aufbringen kann. Ein Tier ist geistig weder am eigenen Überleben interessiert noch am Erhalt der Art. Stattdessen gibt es Mechanismen, die uns dazu treiben, *instinktiv* das eigene Leben zu beschützen. Diese Instinkte haben sich nicht entwickelt, weil sie *besser* waren - das würde ja ein Wertesystem einbeziehen - sondern schlichtweg, weil Lebensformen, die das eigene Leben nicht mit allen Mitteln zu erhalten versuchten, auf der Stelle ausgestorben sind. Das ist auch schon Evolution, so paradox es klingt: Die Evolution hat das Leben *ohne* Evolution ausgelöscht.

Rein biologisch gesehen ist also der Überlebenswillen eine Formalität, die durch unsere Existenz bedingt ist. Mit rationalem Denken hat das nichts zu tun.

Es wäre nun aber verwerflich, den Überlebenswillen aufzugeben. Wir wären durch unsere Intellekt zwar dazu in der Lage, es bringt uns aber auch nichts. Denn im Gegensatz zu den niedrigeren Lebensformen sind wir befähigt, Leben zu *wollen*. Warum wir das tun, sei dahingestellt, denn es interessiert nicht. Wenn wir nämlich unser Streben nach Glück, das ja auch nichts weiter als eine Abhängigkeit von Endorphinen ist, in Frage stellen, so gelangen wir ohne größere Umwege zum Nihilismus, und der mag ja wahr sein, hat aber keinen Nutzen - er ist gleichbedeutend mit der Aufgabe des Überlebens, also mit dem Tod, und in diesem wird der große Sinn auch nicht vom Himmel fallen. Das innere Problem der Sinnlosigkeit ist, dass sie unabhängig ist von allen äußeren Einflüssen, und wenn der Nicht-Sinn nun für immer Nicht-Sinn bleibt, dann brauche ich die Frage nach ihm gar nicht weiter erörtern. Da fröne ich doch lieber meiner Sucht nach Glückshormonen und habe keinen Sinn, als dass ich verfaule, und ich habe immer noch keinen. Das Glück sei also fortan das gesetzte Ziel, sprich, der Sinn.

Wenn wir nun also unser Leben auf das Glück ausrichten, dann werden sich sofort alle radikalen Utilitaristen zu Wort melden und ihre pragmatischen Weisheiten kundtun. Doch führt die Tür zum Glück nicht immer auch gleichzeitig in den Egoismus. Der Egomane hat einen eingeschränkten Blickwinkel auf das Glück: Er sieht nur die direkte, sofortige Befriedigung aller seiner Bedürfnisse; ihm fehlen die Geduld und der Weitblick. Ein Egoist würde dem Siegerprinzip sofort zustimmen - mit allen Mitteln gewinnen, denn nur so kriegt mein Gehirn seinen heiß ersehnten Cocktail aus Adrenalin, Dopamin und dem restlichen Repertoire der körpereigenen Suchtstoffe. Aber der Weg zum Glück führt nicht immer durch das große Hauptportal, in das sich alle hineinquetschen. Der Kluge geht zum Hintereingang herein.

Betrachten wir also die Konsequenzen der Erfolgsgesellschaft. Um nicht voreingenommen zu wirken, will ich gleich mit den Vorteilen beginnen.

Zum ersten natürlich die Zeit. Unser System führt dazu, dass der Fortschritt nahezu rast, die Neuerungen werden schneller veraltet, als man sie als „neu“ benennen kann. Das hat natürlich Vorteile. Schauen wir uns nur an, wie sich die Technik heutzutage entwickelt. Alltagsgeräte von heute waren vor zehn Jahren noch Science-Fiction. Und wem ein existenzielleres Beispiel lieber ist, der schaue sich an, was die Medizin inzwischen leisten kann. Anfang des Jahrhunderts wäre nur noch jeder Dritte von uns am Leben. Das haben wir alles dem Gerangel um Erfolg zu verdanken. Ganz zu schweigen von der Vorbildfunktion. Wenn Menschen gewinnen, wer-

den sie von anderen Menschen beobachtet, um den eigenen „Kampfstil“ noch besser zu machen - und das Vorbild irgendwann vielleicht sogar zu übertrumpfen. Aber das alles bedeutet nichts, denn wir wollen ja nur das *persönliche* Glück finden, und da ist es ziemlich irrelevant, wie schnell der Fortschritt kommt oder woran man sich orientiert.

Und da zeigen sich auch gleich die Schattenseiten auf. Denn die erste Konsequenz eines Spiels um den Gewinn führt zu einer radikalen kategorischen Spaltung: Der eine wird zum Verlierer, der andere zum Gewinner. Ganz allgemein wird damit also ein tiefer Graben in die Menschheit geschlagen, ein binäres Ordnungsmuster, das die Unruhe nahezu herbeiführt. Die Gesellschaft braucht Hierarchie, damit sie funktioniert, aber eine rein funktionelle Ordnung müsste keine Wertung mit sich bringen. Ein Kollektiv braucht Anführer, um die Gruppendynamik zu koordinieren, denn ein Kollektiv ist eben kein Individuum und besteht aus mehreren Gehirnen, die nun einmal nicht vernetzt sind. In einer funktionellen Ordnung würde es zwar eine Befehlskette geben, die aber idealerweise wertfrei bleibt. Der Chef ist Koordinator, der Kopf des Systems, und die anderen bilden die Organe, um das Bestehen zu sichern, und die Hände, um Aufgaben auszuführen. Der Kopf ist dabei aber nicht bedeutender als der Rest des Körpers, denn das Fehlen eines jeden Teils ist tödlich, verhindert also die Erfüllung der Funktion.

Da wir aber nun beim Denken in Gewinner und Verlierer unterscheiden, ist bei uns der oberste Teil der funktionellen Kette der Erfolgreiche und der unterste Teil hat eben Pech gehabt. Das führt zu Streit, zu Revolutionen, zu Streiks und vielen anderen Unannehmlichkeiten - also, materialistisch gesprochen, zur Verschlechterung der Ausführungsrate der Funktion. Daran ist aber weder die Spitze des Kollektivs Schuld, wie der untere Teil es gerne darstellt, noch die „Unruhestifter“, wie sich die Oberen das gerne denken. Die Schuld liegt in dem Wertesystem, das die Evolution uns in die Nukleinsäure gebrannt hat.

Also würde auch der Fortschritt von einer veränderten Orientierung profitieren. Mehr Fortschritt bedeutet mehr Lebensqualität und dadurch in geringer Ausprägung auch mehr Glück. Zudem erhöht sich der Glücksspiegel ganz erheblich dadurch, dass die Unzufriedenheit der unteren Bereiche ausbleibt und das schlechte Gewissen der oberen Schicht. Insgesamt also schon mal eine große Steigerung.

Als nächstes soll nun das Befinden der beiden Gruppen evaluiert werden. Da haben wir auf der einen Seite die Verlierer. Ihr Befinden ist leicht zu beurteilen: Sie *verlieren* Glück. Man muss gar nicht weiter darauf eingehen, denn es ist offensichtlich, dass man nicht glücklicher wird, wenn man verliert. Viel interessanter sind da die Gewinner.

Denn bei ihnen haben wir momentan erstmal eine Glückssteigerung. Das Adrenalin, wie oben schon genannt. Aber auch hier hilft ein wenig biologische Kenntnis. Denn auch körpereigene Drogen wie Endorphine und Enkephaline führen zu einer Gewöhnung. Die Rezeptorzahl auf den Synapsen wird irreversibel erhöht - man braucht immer mehr, um dieselbe Wirkung zu erzielen. Bei gleich bleibender Hormonausschüttung bleibt auch der Glücksstatus gleich, und zwar auf dem Normalniveau, und bei niedrigerer Freisetzung wird man unglücklicher als je zuvor. Man muss also, wenn man einmal mit dem Gewinnen anfängt, immer weiter gewinnen, um zumindest denjenigen Status zu erhalten, den man auch vorher schon hatte. Das geht irgendwie auch einfacher.

Dafür hatte man natürlich die punktuellen Glücksmomente. Wenn man also die Gewinnhäufigkeit stabil hält, so hat man in der Summe mehr Glück gehabt. Doch, wie könnte es anders sein, man erhält sie ja nicht. Es wäre zwar das Klügste, sooft zu gewinnen, bis man sein Maximum des Haltbaren erreicht hat, um dann zu stagnieren. Doch der Mensch gewinnt natürlich solange, bis er sich übernimmt und fortan gar nicht mehr gewinnen kann. Man denke an das tiefe Fallen. Der Mensch ist nicht in der Lage, den Zeitpunkt zum Aufhören ideal abzapfen, und selbst dann müsste er seine Leistung auch wirklich sein ganzes Leben lang halten, denn die zusätzli-

chen Rezeptoren bleiben ja trotzdem da. Also werden auch die Gewinner, zumindest mit der Zeit, unglücklicher.

Also, ein anderer Schluss ist nicht mehr möglich, das Gewinnsystem gehört abgeschafft. Wie das vonstatten gehen soll, muss nun noch geklärt werden.

Eine nahe liegende Idee wäre eine Umpolung des Musters. Wenn man den Menschen, beispielsweise durch medialen Einfluss, dazu bringen könnte, das Verlieren anzustreben, so würde dies, könnte man vermuten, auch jeder einzelne schaffen. Alle wären auf demselben Niveau. Es gäbe keine Trennung mehr. Aber natürlich ist dies nicht umsetzbar.

Denn eine Umpolung würde dazu führen, dass alle das „Verlieren“ mit allen Mitteln anstreben - aufgrund unseres Erbgutes. Es würde immer schwieriger werden zu verlieren, bis irgendwann derselbe Status wie zuvor erreicht wäre. Das Verlieren wäre zum Gewinnen geworden; das Gewinnen zum Verlieren. Eine Änderung des Systems gäbe es nicht.

Auch mit anderen Methoden gelingt es niemals, von außen die Gesellschaft zu verändern. Man kann es versuchen, und mit einer klugen Strategie wird man temporär auch eine Besserung verbuchen können, aber der Kern des Problems liegt nicht im Wesen der Gesellschaft, sondern in dem des Menschen. Will man die Gesellschaft ändern, so muss man die Menschen ändern. Doch leider sind wir kaum dazu in der Lage, uns selbst dauerhaft zu wandeln, geschweige denn andere Menschen, Wildfremde oder gar eine *ganze Art*. Unser Ziel kann deshalb lediglich sein, unseren *eigenen* Glücksstatus zu erhöhen, denn jeder andere müsste diesen Entschluss für sich und allein fassen. Und um dies im Sinne der vorangegangenen Überlegungen zu tun, bleibt logisch betrachtet nur eine Möglichkeit übrig.

Wenn das Gewinnersystem sich nicht aus unserem Leben entfernen lässt, so müssen wir uns aus dem System entfernen. Praktisch gesehen bedeutete dies, am Wettbewerb schlichtweg nicht mehr teilzunehmen.

Dies bringt aber wiederum neue Probleme mit sich. Denn was denken die Mitmenschen wohl von einem Individuum, das sich ihren Prinzipien entzieht? Selbstverständlich wird das „fehlerhafte“ Individuum ausgegrenzt - es soll nicht mehr Teil jener Gesellschaft ein, deren Regeln es nicht akzeptierte. Ausgrenzung aber führt bekanntlich auch nicht zum Glück. Es muss also eine andere Möglichkeit geben, sich dem Prinzip zu entziehen, ohne gleichzeitig der Gesellschaft den Rücken zu kehren. Die Lösung ist eine kleine Änderung der eigenen Betrachtungsweise. Man nimmt am Wettkampf teil. Dann jedoch muss man, wenn man nun entweder verliert oder gewinnt, in Bezug darauf vollkommen wertfrei bleiben. Das heißt, man darf sich, wenn man verliert, nicht über sich selbst ärgern. Das ist relativ einfach und wird ohnehin von den meisten Menschen aus Gründen des Selbstschutzes getan. Im zweiten Teil aber darf man sich auch nicht freuen, wenn man gewinnt. Das ist deutlich schwieriger, weil es im ersten Moment nicht einleuchtet. Wenn man den Glücksstatus erhöhen will, warum sich dann nicht freuen? Sollte man nicht bei *allem* Freude zeigen, was einem Anlass dazu bietet?

Längerfristig betrachtet nicht, denn sonst gerät man in die Erfolgsspirale, die unweigerlich irgendwann im Unglück endet.

Im Idealfall aber sollte man noch einen Schritt weiter gehen: Wenn man auf den Glücksmoment des Sieges nicht verzichten will, so muss man lediglich den Verlustmoment in seiner Wertigkeit angleichen. Sprich, ich muss mich als Verlierer genauso sehr freuen wie als Gewinner - aus reinem Spaß am Spiel. Das klingt nun sicher schwierig, was es auch durchaus sein mag, aber es löst dafür alle Probleme. Man wird dauerhaft glücklicher, bleibt integriert und kann *niemals* im klassischen Sinne *verlieren*, sich also über den Ausgang des Wettkampfes ärgern. Es wäre gleichbedeutend damit, *immer* zu gewinnen - nur dass niemand beleidigt wäre, weil er dafür *immer* verlieren muss. Würden alle Menschen diesen gedanklichen Umbruch schaffen, so wäre unsere Gemeinschaft eine weitaus stärkere, leistungsfähigere und - vor allem - glücklichere.

Und wenn wir die Sterne sähen, so dächten wir, wie schön es doch ist, dass wir hier am Boden sind und sie in ihrem zauberhaften Funkelschein betrachten können, anstatt irgendwo draußen im Vakuum zu ersticken, zu platzen und von ihnen verbrannt zu werden.

Am Boden lebt es sich eben doch besser.

## **Tabea Stratmann (Heinz-Berggruen-Gymnasium)**

Wenn man die gesellschaftliche Ordnung unseres momentanen Systems anschaut, kann man viele Dinge feststellen, die zumindest mich in meinen Vorstellungen einer gerechten Welt stören.

Unser System ist sehr auf dem Gewinn basierend aufgebaut, doch dieser kommt nur einigen wenigen Menschen zu Gute und ist meiner Meinung nach wenig sozial kompatibel, egal, ob man es auf Deutschland oder die ganze Welt bezieht.

Die großen Konzerne beuten die Verlierer unseres Systems aus, um eine Gewinnmaximierung zu erreichen und noch mehr Reichtum anzuhäufen, von dem nur eine Hand voll Menschen profitieren. Man lässt eben für die reichen Industrienationen in sogenannten „Entwicklungsländern“ produzieren, damit alles bei uns billig für den Verbraucher zu haben ist und legt dabei eine furchtbare Doppelmoral an den Tag.

Denn während unter schlechtesten Arbeitsbedingungen produziert wird, jeden Tag zehntausende Menschen an Hunger sterben und die Umwelt ausgebeutet wird, lassen wir es uns so richtig gut gehen, denn wir sind die Gewinner des Systems und wir sorgen auch dafür, dass dieser Reichtum niemals bei den Verlierern ankommt. Wir spenden zwar zu Weihnachten großzügig einige Euros an Organisationen wie „Brot für die Welt“, um uns besser zu fühlen, doch das restliche Jahr über machen die wenigsten von uns etwas für eine gerechte Verteilung von Gütern, eher ist es andersrum. Deswegen gilt leider bis heute das Zitat Tucholskys: „Menschen miteinander gibt es nicht. Es gibt nur Menschen, die herrschen, und solche, die beherrscht werden.“

Man könnte viele Beispiele dafür anbringen, was genau alles falsch läuft, doch das beste Beispiel für diese verquere Doppelmoral ist meiner Meinung nach immer noch der Konsum von Fleisch, denn hier sieht man nicht nur die Ausbeutung von Menschen an Menschen, sondern auch Raubbau an Tieren und Umwelt.

Ich selber lebe jetzt seit fünfeinhalb Jahren vegetarisch und seit vier Monaten vegan und habe mich viel mit diesem Thema auseinandergesetzt, deswegen möchte ich jetzt auf einige Aspekte eingehen, die eindeutig aufzeigen, dass dringend eine Änderung unseres Verhaltens notwendig und ein Fragen nach dem „Warum?“ und „Woher?“ von Konsumgütern unabdingbar ist.

Ich bin davon überzeugt, dass sich dieses Beispiel am besten dafür eignet einen Denkanstoß bezüglich unseres Systems zu geben.

Den meisten Menschen ist nicht bewusst, was ein Stück Fleisch von einem Kilo schon für eine Auswirkung auf viele Aspekte hat, egal ob aus ethischer oder politischer Sicht.

Allein die Produktion verschlingt schon eine Menge an Rohstoffen, schließlich muss ein Tier auch erst Nahrung aufnehmen, um diese in tierische Proteine umzuwandeln. Je nach Pflanzenart und zu mästem Tier werden aus 7 bis 14 Kilo Pflanzen und etwa 15 000 Liter Wasser ein Kilo Fleisch produziert, allein 90% der weltweiten Sojaernte werden zur Viehfütterung beziehungsweise für Milch- und Fleischproduktion gebraucht. Wenn man diese Pflanzen als Mensch direkt verzehren würde, würde es weniger Energieverschwendung geben, da auch hier das gleiche Prinzip gilt wie bei den Tieren.

Doch das wichtigste Argument ist meiner Meinung nach auf der politischen Ebene zu finden.

Täglich sterben allein 40 000 Kinder weltweit an Hunger, obwohl es eigentlich einen Lebensmittelüberschuss in jedem Land an pflanzlicher Nahrung gibt, der diese Menschen retten könnte, doch der wird von den reichen Nationen aufgekauft, um diese Pflanzen an Schlachtvieh zu verfüttern, damit die Menschen in den reichen Nationen jeden Tag Fleisch essen können, anstatt die pflanzliche Nahrung der hungernden Bevölkerung im Ursprungsland zu geben.

Vielleicht sollte ich an diesem Punkt beginnen zu erläutern, was ich unter einer gerechten Welt verstehe. Laut Wikipedia bedeutet Gerechtigkeit folgendes: „Der Begriff der Gerechtigkeit bezeichnet einen idealen Zustand des sozialen Miteinanders, in dem es einen angemessenen, unparteilichen und einforderbaren Ausgleich der Interessen und der Verteilung von Gütern und Chancen zwischen den beteiligten Personen oder Gruppen gibt.“

Natürlich kann man Gerechtigkeit nicht mit der Definition einer Internetenzyklopädie, bei der jeder mitschreiben kann, erklären, doch denke ich, dass Wikipedia hier meine Vorstellungen und auch die der meisten Menschen, auf den Punkt getroffen hat. Viele Philosophen vor mir haben versucht in ganzen Büchern Gerechtigkeit zu definieren und sich zu überlegen wie Gerechtigkeit in der Praxis umgesetzt werden könnte, eine adäquate Lösung wurde bis heute nicht gefunden.

Laut Rudolf Hagelstange wird sogar der Gerechte ungerecht, wenn er selbstgerecht wird und ich glaube genau da liegt das Problem, denn jeder Mensch probiert immer so zu arbeiten, dass er für sein Leben einen Vorteil erlangen kann. Für uns bedeutet das, dass wir uns den Menschen beugen müssen, die an der Macht stehen und von der Mehrheit gewählt wurden und eben den Gesetzen, die vom Staat festgelegt wurden, da wir in einer Demokratie leben. Mir ist bewusst, dass keine politische Ordnung vollständige Gerechtigkeit schaffen kann, da immer eine Volksgruppe unterdrückt wird und Menschen mit Macht diese eben für ihre Vorteile nutzen. Viele denken auch, dass Gerechtigkeit nur eine Sache ist, die vom Menschen geschaffen wurde, Tiere kommen schließlich auch ohne sie aus und handeln triebgesteuert nach ihrem Vorteil, um am begünstigsten zu überleben. Doch ich glaube, wir sollten gerade unsere mentalen, den Tieren überlegenen, Fähigkeiten nutzen, um ein moralisches und somit gerechtes Handeln zu erreichen. Denn sonst wird es immer viele Verlierer und einige wenige Gewinner geben.

Doch was genau ist eigentlich ein „Gewinner“ und warum sollte es ungerecht sein ein solcher zu sein?

Nach meiner Definition ist ein Gewinner jemand, der in seinem Leben erfolgreich ist und es nach seinen Vorstellungen gestalten kann. Ich fragte auch einige andere Menschen, was sie darunter verstehen würden und eine sehr gute Freundin von mir antwortete: „Ein Gewinner ist ein Mensch, der das erreicht hat, was viele andere erreichen wollten oder ein Mensch, der etwas hat, womit er sich glücklich fühlt [...], jeder empfindet es anders, wenn er gewonnen hat.“

Ich fand die Bemerkung relativ treffend, besonders finde ich den Aspekt in diesem Zusammenhang wichtig, dass ein Gewinner das erreicht, was andere sich eigentlich vom Leben wünschen, denn wo es Gewinner gibt, muss es dementsprechend auch Verlierer geben, denn beim Gewinnen geht es schließlich immer um einen Wettbewerb, in dem nur einer oder wenige besser sind als andere. Es hat also nichts damit zu tun Gleichberechtigung zwischen den Menschen zu fördern, sondern sie in unterschiedliche Klassen zu unterteilen, die besseren Menschen sind eben die Gewinner, die schlechten die Verlierer. In meinen Augen hat dies nichts mit Gerechtigkeit zu tun.

Wenn man nun diese schwerwiegenden Punkte betrachtet, bin ich der Meinung, dass sich etwas in unserem politischen System grundlegend ändern muss, um eine Gleichstellung von Menschen untereinander zu erreichen.

Da unsere Gesellschaft sehr gewinnorientiert aufgebaut ist, wäre es vielleicht eine Lösung das ganze System umzudrehen und eine Gesellschaft aufzubauen, in der es um das Verlieren geht?

Es gibt bereits heute Menschen, die sich außerhalb des Systems bewegen und sich selbst als „first class losers“ bezeichnen, die sogar auf ihr Leben als Verlierer stolz sind oder es vorgeben zu sein. Mit diesem Menschenschlag meine ich niemand anderen als die Punks, die die vorherrschende Gesellschaftsordnung jederzeit kritisieren und sich als Aussteiger der Gesellschaft sehen.

Ich selber habe mehrere Jahre in dieser Szene verbracht und bin deswegen der Meinung ein ziemlich differenziertes Bild von dieser Jugendkultur bekommen zu haben.

Von außen wirken die Punks sehr faszinierend und man lässt sich schnell in die Szene mitreißen, da ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn vorhanden ist und einem vermittelt wird, dass man selbst dann dort aufgenommen wird, wenn andere meinen man wäre etwas verrückt oder nichts wert, alles erscheint weniger oberflächlich. Viele in dieser Szene sind auch politisch aktiv und es wird sich auf verschiedenen Ebenen eingesetzt, um eine Verbesserung der vorherrschenden politischen Ordnung zu erreichen.

Doch da liegt leider auch das Problem. Denn diese Menschen wollen zwar gegen das System rebellieren, gegen Staatsgewalt, Spießertum, ungerechte Güterverteilung und den Staat im allgemeinen, doch all das endet bei ihnen wieder in einem engstirnigen Denken und Ausschließen einzelner Menschen, die ihnen nicht ins Gesamtbild passen. Man könnte sozusagen auch behaupten: Sie stehen zwar gegen konservative und eingeschränkte Sichtweisen ein, doch sind sie selbst nicht besser als jene gegen die sie ihre Energien richten.

Als ich das realisiert hatte, war ich bitter enttäuscht, da ich mir viel von dieser kleinen Gemeinschaft erhofft hatte. Die Realität zeigte aber, dass diese nicht konsequent genug den Gedanken des Losertums durchziehen, wenn man es so formulieren kann, doch darauf möchte ich gleich eingehen, zunächst möchte ich erklären, was mich darin bestärkt hat, dass Punks letzten Endes doch nur Spießer sind.

Das beste Beispiel ist ihre Kleidung, denn damit sind sie unglaublich dogmatisch, wenn man nicht bunte Haare, einen perfekt gestellten Irokesen und exakt abgemessene Niete auf der Lederjacke hat, ist man einfach kein richtiger Punk. Genau so wie sie immer noch gegen Hippies eingestellt sind, was total gestrig ist, denn die Jugendkultur der Punks ist zwar mal als Gegenbewegung zur Hippiebewegung entstanden, doch ist das mittlerweile über 30 Jahre her und es gibt eigentlich keinen Grund nicht gemeinsame Sache mit zwar anders aussehenden aber dennoch politisch ähnlich eingestellten Menschen zu machen.

Ebenso störte mich ihre vehemente Ablehnung von Bildung und Menschen, denen es wichtig ist ein ausgeprägtes Allgemeinwissen zu besitzen, obwohl sie gerade solche Menschen auch brauchen würden, um einen Gesellschaftsumbruch zu erreichen.

Genau deswegen glaube ich einfach, dass sie nicht konsequent genug am Losertum hängen oder eher zu engstirnig.

Denn kann man noch von einer Gesellschaft aufgebaut auf Verlierern sprechen, wenn man nach dem Verlieren strebt?

Das Streben nach dem Verlieren schließt nämlich eben dieses wieder aus bei näherer Betrachtung des Begriffes „first class losers“ scheint diese Bezeichnung in dem Zusammenhang sehr absurd, es erweckt den Eindruck als ob es tatsächlich unterschiedlich gute Verlierer geben würde und man sich mit anderen messen sollte, wer am besten nichts schafft.

Wenn diese Idee eines Gesellschaftsideals schon bei einer kleinen Jugendkultur nicht funktioniert, wie soll man sie dann auf einen ganzen Staat oder gar auf die ganze Welt beziehen und realisieren?

Zumindest gibt es einige Ansätze wie man aus Verlierern unserer Gesellschaft auch Gewinner machen könnte, zum Beispiel mit dem bedingungslosen Grundeinkommen, was demnächst vor dem deutschen Bundestag als Petition verhandelt werden soll. Bei diesem Grundeinkommen würde jeder Mensch, der seinen Lebensmittelpunkt in Deutschland hat, automatisch einen Grundsatz von 1000 € bekommen, die Finanzierung wäre offensichtlich möglich ohne den Steuerzahler weiter zu belasten, mit dieser Regelung könnten soziale Ungerechtigkeiten zumindest teilweise ausgeglichen werden. Dennoch würde eine Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens nur einen Mittelweg darstellen und kein wirkliches „Verlierersystem“.

Doch würde ein System des Verlierens eine radikale Veränderung beinhalten, da es so etwas noch nie im Laufe der Geschichte gab.

Ich denke allerdings, dass dies auch seine Gründe hat, denn ich hege starke Zweifel, dass die Vorstellungskraft der meisten ausreicht, um ein so extremes Umdenken zu erreichen. Die wenigsten sind schon in der Lage auf etwas zu verzichten oder ihr Konsumverhalten zu hinterfragen oder zu verändern. Die durch Erziehung und Medien erreichte Konditionierung dieser Menschen auf unser System ist, denke ich, zu weit, als dass man derzeit etwas ändern könnte, ohne eine Diktatur einzuführen, die Menschen zu vehementem Umdenken zwingen würde.

Die meisten Menschen haben einfach zu viel Spaß daran andere zu übertreffen, egal in was, und am besten ist es, wenn man dies mit materiellen Gütern tun kann, die man wiederum nur mit Geld erhält, das man nur hat, wenn man erfolgreich ist. Vermutlich hat dies auch mit unterbewusstem Sexualverhalten zu tun, um andere zu beeindrucken und zu beweisen, dass man selber den besten Gen-Pool hat, da man Durchsetzungsvermögen beweist.

Ich glaube auch, dass das Streben nach Erfolg in der Natur des Menschen liegt, denn ich bin ähnlich wie Hobbes und Schopenhauer vom schlechten Wesen des Menschen überzeugt. Mir ist bewusst, dass viele sich moralisch darauf ausruhen und behaupten, dass die Welt eben auf dem Prinzip des Vorrechts des Stärkeren beruht.

Das erachte ich auch als nicht ganz durchdacht, denn schließlich bin ich der Meinung, dass wir als einzelne dieses System durchbrechen können, da wir ja erkennen, dass es nicht gerecht ist und uns nur die Faulheit davon abhält etwas zu ändern. Doch bei politischen Systemen ist es sehr schwierig etwas zu ändern, da man entweder wie im Kommunismus auf Individualität oder wie im Kapitalismus auf soziale Gerechtigkeit verzichten muss, es ist kaum möglich eine so große Menschenmasse dazu zu bewegen etwas für das Allgemeinwohl zu tun. Hier macht es eben doch den Unterschied, dass die Menschen weniger schnell Erfolge sehen, als wenn sie bewusst in ihrem Leben auf einzelne Dinge verzichten und sich beispielsweise auch ihre Gesundheit verbessert.

Ich denke allerdings auch, dass die Natur des Menschen mittlerweile so verkümmert ist, dass man sie durch Zivilisation zügeln muss, schließlich hat er natürliche regulative Systeme schon längst durchbrochen, wie beispielsweise das Lotka-Volterra-System, das normalerweise dafür zuständig ist das Verhältnis von Beute und Jägern auszugleichen.

Der Kapitalismus scheint die verkommene Natur des Menschen nicht ins Positive sondern ins Negative zu beeinflussen, da ihm hier unreguliert die Möglichkeit gegeben wird seine Umwelt auszubeuten, ohne Rücksicht auf die Auswirkungen, die in der Zukunft liegen und die er sogar voraussehen kann.

Zumindest kann man abschließend sagen, dass ein Systemumbruch dringend notwendig ist.

Leider bin ich mir allerdings nicht sicher, ob ein auf dem Verlieren aufgebautes System funktionieren würde, besonders möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass in diesem Falle tatsächlich ein Streben nach dem Verlieren eintreten würde, da dies, wie bereits erläutert, auch in der Natur des Menschen liegt.

Und jemand, der der beste Verlierer ist, ist dann eben doch wieder ein Gewinner, was darauf hinauslaufen würde, dass ein Umbruch total unnötig wäre, da das Prinzip ein ähnliches darstellt wie jenes, was wir momentan haben.

Viel sinnvoller wäre es auf andere Alternativen zurückzugreifen, doch eine passende Alternative zu finden, liegt nunmehr nicht allein in meiner Hand und meinen Möglichkeiten, da jeder Mensch sich aufgefordert fühlen sollte, die Dinge zu hinterfragen und zu ändern.

## **Sebastian Tesch, Heinz-Berggruen-Gymnasium**

In folgendem Text möchte ich mich mit dem Zitat von Dany Levy näher beschäftigen. Es wirft einige grundsätzliche Fragen zur Struktur der Gesellschaft auf und bietet einen Lösungsvorschlag an.

Die Forderung, unsere Gesellschaft nach dem Motto: „And the looser is...“ aufzubauen, setzt zunächst voraus, dass dies in unserer Gesellschaft nicht so ist. Ferner muss dieser Gesellschaft dadurch ein Makel anhaften, sonst müsste man sie nicht ändern. Es muss also etwas Schlechtes in der Tatsache liegen, dass bei uns nur Gewinnen zählt, sofern diese Vorbedingung zutrifft.

Dass unsere Gesellschaft nach Gewinnen ausgerichtet ist, bedarf, denke ich, keines Nachweises, sondern ist auch so ersichtlich. Wir müssen immer alles perfekt machen, das Begehen von Fehlern stellt ein Tabu dar. Damit steht das Individuum unter enormen Druck entweder gewissen Anforderungen zu entsprechen, oder, falls es dazu nicht in der Lage ist, wegzubrechen. (Durch Stress ausgelöste Krankheiten, wie z. B. das „Burn-out Syndrom“ sind dafür ein Beispiel). Dennoch ist Druck teilweise sinnvoll und nur er ermöglicht oft gute Leistungen und damit das Funktionieren unserer Gesellschaft. Allerdings ist zuviel schädlich. Möglicherweise sind wir an einen solchen Punkt angelangt.

Es gibt also keinen Mittelweg, sondern nur Gewinner und Verlierer, wobei Verlieren schlecht, falsch, „böse“ und Gewinnen nicht nur gut, sondern sogar gefordert, ist. Ferner ist nur derjenige ein Gewinner, der alles schafft und nicht nur einzelne Aspekte. Dies würde ihn automatisch wieder in die Gruppe der Verlierer rutschen lassen. Daraus folgt, dass, da nur eine kleine Gruppe überhaupt in der Lage ist, alle Vorgaben zu erfüllen, die Bevölkerung geteilt wird. Dabei ist die eine Gruppe bedeutend größer als die andere. Kurz: Viele Looser, wenig Gewinner.

Unter diesen Voraussetzungen setzt nun Levys Forderung ein und ergibt einen gewissen Sinn. Was er im Grunde tut, ist das Ideal umzukehren. Verlieren ist das neue Gewinnen. Der Zwang immer gewinnen zu müssen, wird dadurch von dem Individuum genommen. Möglicherweise könnte dadurch die Zahl von durch Stress ausgelösten Krankheiten verringert werden. Eine grundsätzliche Entspannung des Gesellschaftsklimas wäre eine Folge und insgesamt alles fairer. Dies klingt nun in der Theorie sehr gut, kann aber leider praktisch nicht funktionieren, wie ich nun zeigen möchte.

„Vielleicht würde es viel mehr Sinn machen, einfach unterzugehen...“ ist zwar nett gesagt, bedeutet allerdings, dass man, vorausgesetzt man hält sich an die Vorgabe, nun mal *untergeht*! Darüber hinaus sagt zwar niemand: „dass wir überleben müs-

sen“, doch es erscheint recht sinnvoll sich an eine solche Idee zu halten. Die Alternative hat, wenn man nicht an ein Leben nach dem Tod glaubt, nicht viel zu bieten.

Machen wir ein Gedankenexperiment und stellen uns eine Gesellschaft aus Loosern vor (nicht die unsere, sondern eine, die nach Levyschen System funktioniert). Siegen ist auch dort fast immer eine Folge von harter Arbeit. Glück und andere Faktoren spielen zwar auch eine Rolle, doch letztendlich sind die Chancen desjenigen, welcher härter lernt, trainiert usw. am Ende besser als die Anderen dazustehen, recht groß. Wenn nun aber dem Siegen keinerlei Bedeutung mehr zukommt, muss das System zwangsläufig scheitern. Es besteht ja nicht der geringste Anreiz, mehr oder überhaupt etwas zu leisten. Allein biologisch gesehen (Lebewesen müssen für sämtliche Handlungen Energie aufbringen. Wenn dies nun nicht mehr sinnvoll ist, das Individuum keinen Nutzen aus dieser Energieinvestition zieht, wird es folglich nicht handeln) hat eine solche Gesellschaft keine Überlebenschance.

Mit „Wer sagt, dass wir immer alles schaffen müssen“ spricht Levy einen wichtigen Punkt an. Auch hier sagt dies natürlich niemand explizit. Vielmehr entsteht die Forderung im Individuum selbst. Zwar kann dieser innere Druck auch positiv gesehen werden, da dadurch Leistung erbracht wird und damit Anerkennung entsteht, dann würde man jedoch die Aussage missverstehen. Vielmehr muss Leistung erbracht werden, um nicht schlecht dazustehen. (Ob positive Folgen existieren ist damit gar nicht gesagt). Woher kommt nun diese Idee? Vermutlich tragen unter anderem Darstellungen von „götterähnlichen“ Helden in Filmen oder Büchern dazu bei. Der Versuch, diesen perfekten Vorbildern gleich zu ziehen, muss natürlich scheitern, da wir nun mal nicht alles schaffen können. Dieses Scheitern macht einen dann wieder zum „Looser“. Wenn Levy dies mit „Loosern“ meint stimme ich ihm zu, dass wir uns selbst als nicht perfekt akzeptieren müssen. So können z. B. nicht alle Essays perfekt sein.

In einem anderen Punkt muss ich Levy widersprechen. Verlieren kann nicht das wirklich Große im Leben sein. Allerdings ist Verlieren *können* eine unheimliche Leistung. Kein Mensch kann dies von Anfang an, sondern es muss erlernt werden (z. B. beim Sport), dann aber verlangt es einem großen Respekt ab. Ich meine damit jedoch keinesfalls das blinde Akzeptieren von Tatsachen (das Abfinden), sondern vielmehr das Sich-Stemmen bis zum letzten Augenblick. Dann erst zeigt sich Größe im Verlieren.

Es ist nicht möglich im Rahmen dieses Essays alle Elemente, die ein eventuelles „modifiziertes Gesellschaftssystem“ umfassen müsste, darzustellen. Daher möchte ich mich darauf beschränken zu zeigen, welche Aspekte wichtig sind oder aus Levys Zitat gefolgert werden können.

Zentral ist mir die Forderung nach einer weiteren Option. Es darf nicht nur die Möglichkeiten oben zu schwimmen oder unterzugehen geben, sondern (bei diesem Beispiel etwas schwer darstellbar) auch eine mittlere. Dies würde dann auch die Idee, „dass wir immer alles schaffen müssen“, abschwächen und somit die positiven Einflüsse von Levys System einschließen. Nur Verlieren ist nicht groß und darf es auch nicht, aus vorgestellten Gründen, sein. Allerdings stellt sich das Verlieren *können* nach hartem Kampf (wie auch schon erwähnt) ganz anders da. Wenn wir es also schaffen, dieser Leistung ebenso Respekt entgegenzubringen wie dem Gewinnen sind wir einer weniger gespannten Gesellschaft einen großen Schritt näher gekommen.